Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1935

58. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 30. Oktober 1935. Nummer 44.

Jesus Christus

Jesus wird bald wieder kommen,
  Um zu holen seine Frommen.
Ewig wird Er sie beglücken,
  Keine Last wird sie mehr drücken;
Sicher ruhen sie geborgen,
  Ewig, ohne Kampf und Sorgen.
Unter Seinem Stabe weiden,
  Haben sie nichts mehr zu leiden.
Sie sind eng mit Ihm verbunden,
  Durch die Ihm geschlagnen Wun- (den.
Christus, ewger Gottessohn,
  Einst gelitten, Spott und Hohn.
Hat auf Seinem Haupt viel Kronen,
  Sein sind alle Herrscher-Thronen.
Reich und Macht hat Er bekommen,
  Der einst Spott auf Sich genom-
    men.
In den ew'gen, heilgen Spheren,
  Kann nicht mehr das Glück verhee- (ren.
Selger Friede wird regieren,
  Licht wird ewig triumphieren.
Tausendtönig wird gesungen,
  Dem, Der unser Heil errungen.
Unter allen heilgen Wesen,
  Ist Er einzig auserlesen;
Seines gleichen gibt es keinen,
Ewges Heil ist in Dem Einen. —

P. E. Penner.

Bitten, suchen, anklopfen. —

Der Bittende empfängt, der Suchende findet und dem Anklopfenden wird geöffnet, — so sagt Jesus. Das sind Worte, denen man glauben und trauen kann. „Ich rufe von ganzem Herzen; erhöre mich, Herr" — so bittet David. Ps. 119,145. Ein Gebet braucht nicht in schöne oder auch nur richtig gewählte Worte gefaßt zu sein, es kann ganz kurz sein, wenn nur das ganze Herz dabei ist. Ein rechter Beter begnügt sich nicht damit, eine bestimmte Zeit mit Beten zuzubringen und dann zu denken, er habe Pflicht getan. Nein, er betet, weil er etwas von Gott erlangen will. Heilige Vorsätze passen gut zu einem innigen Gebet. Das ganze Herz muß wie beim Gebet so auch bei diesen Vorsätzen sein, und das ist im Kämmerlein eher möglich als öffentlich. Dieses Beten im Verborgenen braucht nicht, ja es soll nicht auffallend sein, aber wenn der Beter um ein Anliegen ringen muß, daß ihm das verborgene Gebet nicht mehr genügt, dann wird sein Bitten ein Suchen, das auch von anderen bemerkt wird. Wer in einer fremden Stadt einen Freund sucht, ist gezwungen, zu fragen und sich belehren zu lassen. Als Paulus vor den Toren Damaskus mit sich bankrott wurde, kam ihm der von Gott gesandte Ananias als Wegweiser helfend und tröstend entgegen. Manche von Zweifel und Sündennot geplagte Seele sucht hier und sucht da und alles Bitten und Suchen will nicht helfen, bis ihr jemand den Rat gibt: „Du stehst ja vor der richtigen Tür, — jetzt klopfe nur herzhaft an. Nun merken es schon die Vorübergehenden, daß es dem Anklopfenden ernst ist. Vielleicht fühlst du, daß die Hand des Glaubens, womit du anklopfst, erlahmen will, dann bitte und seufze, daß Gott deinen Glauben stärken möchte, damit du immer gewaltiger klopfen kannst. Wenn du einmal gebetet hast, so bete noch einmal, und wenn du auch schon tausendmal gebetet hast, so halte doch noch immer an am Gebet. Klopfe wie einer, dem ein Wolf auf den Fersen ist, — und Gott wird dir die Tür öffnen und dich erhören, das ist die felsenfeste Verheißung unseres Heilandes.

John F. Harms.

Tischlieder.

Gesammelt von
† Hermann A. Neufeld †.

— 82 —

Mel.: — Jesus Christus herrscht als König.

Dir, du Quell voll Huld und Se-
    gen,
Eil' der erste Blick entgegen,
In der frühen Morgenstund;
Augen, Hände, Herzen streben,
Rein zu Dir sich zu erheben,
Hin zum ew'gen Gnadenbund.
  Nimm mit Vaterwohlgefallen,
Deiner schwachen Kinder Lallen,
Treuer Herr, in Gnaden an.
Wollest väterlich gewähren,
Was wir kindlich heut' begehren,
Wenn wir bittend uns Dir nah'n!

Aufruf an alle Rußlanddeutschen.

Es gibt nicht weniger als 2,5 Millionen Deutscher, die entweder in der Sowjetunion leben oder in der Zerstreuung in aller Welt sind. Was 150 Jahre lang das gemeinsame Erleben deutscher Menschen gewesen, das ist auf dem Wege für immer verloren zu gehen, wenn es nicht schnell zu einer Sammlung aller kommt, die Deutsche in Rußland waren.

Wir haben kein Recht, uns — ein jeder für sich allein — zu verlieren, während drüben die Hälfte unserer rußlanddeutschen Volksgemeinschaft in Hunger und Elend verkommt. Sie verpflichten uns, die glücklich Entkommenen.

Wir haben die Pflicht, uns zusammenzuschließen, um so als zahlreiche Gemeinschaft das Gewissen der Welt um der Sterbenden willen zu mahnen. Unser Ruf gilt aller Welt: Seht! dort wird unschuldig gestorben, gelitten, gehungert. Protestiert mit uns! Kämpft mit uns für jene Stummgewordenen und Stimmlosen!

Der Verband der Deutschen aus Rußland ist ein interkonfessioneller Sammelpunkt, der sich überall, wo Deutsche aus Rußland leben, ausdehnen will, um auch den letzten Rußlanddeutschen zu sammeln und für diese Aufgabe der Mitverantwortung mobil zu machen.

Im VDR (Verband der Deutschen aus Rußland) wird aus erster Quelle Material in Briefen, Bildern, Photos und persönlichen Meldungen gesammelt und das Ergebnis über Radio und Presse der Oeffentlichkeit bekannt gemacht. Hier ist eine Stelle wo eifrig an der Schaffung eventl. Siedlungsmöglichkeiten für die Flüchtlinge gearbeitet wird. Hier wird aller Stoff über unsere Geschichte, unsere vom Bolschewismus zerstörte Kultur, gesammelt und verarbeitet. Hier wird bedrängten Heimatlosen Rat und Hilfe in allen praktischen und sozialen Angelegenheiten.

Am Verband sind ausnahmslos alle bekannten und bedeutsamen Vertreter des Rußlanddeutschtums aus allen Volksgruppen, aus allen Konfessionen beteiligt.

Ab 1. Juli bereist der rußlanddeutsche Kunstmaler Alexander Harder Nordamerika, um zur Sammlung aller Rußlanddeutschen aufzurufen. Alle Landsleute wollen, wo immer er auftritt, mit ihm in Verbindung treten, ihn hören und dann an Ort und Stelle Ortsgruppen bilden, denen unsere Satzungen und Richtlinien in beliebiger Anzahl hinterlassen werden.

Die Lage unserer Brüder in Rußland erlaubt kein weiteres Versäumen. Wer sich für das Rußlanddeutschtum verantwortlich weiß, der setze sich mit unserem amerikanischen Vertrauensmann ,Herrn Harder, in Verbindung. Sonst ist die Geschäftsstelle in Deutschland: Berlin N W 7. Georgenstraße 43, zu jeder Auskunft bereit.

(Alle deutschen Zeitungen werden um Nachdruck dieses Aufrufes gebeten.)

*

Ein Wort zum Aufrufe.

Im Auftrage des Vertrauensmannes des Verbandes der Deutschen aus Rußland (DVR) Herrn A. Harder, übergeben wir diesen Aufruf der Oeffentlichkeit. Mit der in Berlin begonnenen Arbeit der Zusammnefassung aller Rußlanddeutschen ohne Unterschied der Konfession,, einzig auf völkischer Grundlage, zu einer Kulturgemeinschaft, ist eine große Idee geboren, zu deren Verwirklichung unsere Generation ihre ganze Kraft und Fähigkeit wird einsetzen müssen. Die Zahl der Rußlanddeutschen in der Welt ist groß; groß ist aber auch ihre Not. Wollen wir als Volk weiter bestehen und eine Zukunft haben, mit einem Worte, wollen wir nicht untergehen, so müssen wir für unsere Existenz auch den letzten Mann einsetzen. Nur dadurch wird es uns möglich sein, zu retten, was zu retten ist, wenn wir zur Selbsthilfe greifen. Diese Selbsthilfe muß von einem zentralen Willen getragen werden. Nur durch eine Zentrale in Deutschland; unserem geistigen Mittelpunkte, kann das ganze Rußlanddeutschtum umfaßt und für die kommenden Aufgaben einheitlich geführt werden. Alle anderen Gruppen in der Welt werden sich dieser kultur-völkischen Zentrale anschließen.

Unter dem Vorsitze des Herrn A. Harder wurde am 23. September bei Beatrice, Nebr., unsere Ortsgruppe gegründet. Sie besteht zunächst aus 13 Gliedern, und ist eine von der schönen Anzahl anderer Ortsgruppen, die von Herrn Harder auf seiner Tour durch die Vereinigten Staaten gegründet wurden. Wir bitten alle Rußlanddeutschen, ohne Unterschied der Konfession, sich mit Herrn Harder in Verbindung zu setzen oder direkt an den Verband, Georgenstraße 43. Berlin NW7., Germany, zu schreiben. Gerne sind wir bereit, Aufklärungsmaterial unseren lieben Landsleuten zuzustellen.

Pastor Georg Rath,
Ortsgruppenführer.
Jakob J. Wiebe,
Schriftführer.

Adressen: Jansen, Nebr., G. Rath. Beatrire, Nebr., R. 5, Box 38, J. Wiebe.

Deutsche Religionsschule.

Das Interesse für deutsche Sprache und Religionsunterricht ist bei uns erfreulicherweise im Wachsen begriffen. Immer wieder hört man von längeren oder kürzeren deutschen oder Bibelkursen, die hin und her eröffnet werden und durchschnittlich guten Erfolg haben. Auch das Studium unserer Mennonitengeschichte ist durch sie wesentlich vertieft worden. Ein Leser, dessen Adresse man durch die „Rundschau" erfahren kann, erbietet seine Dienste für eine derartige Schule. R,

Bekenne deinen Glauben!

An einen Judenmissionar wandte sich ein Jude mit der Bitte, ihm christlichen Religionsunterricht zu erteilen. Auf die Frage, wie er auf diesen Gedanken gekommen sei, erzählte er etwa folgendes: „Ich bin seit Jahren der Leiter eines Büros. Gestern früh gebe ich meiner Telephonistin einen Auftrag, es war nichts Böses — eine kleine Geschäftslüge, wie sie allerorten gang und gäbe ist—, da weigerte sich die Dame und sagte, das wäre gegen ihr Gewissen. Ich bin erstaunt, dann werde ich zornig, drohe ihr mit der Entlassung, aber sie bleibt fest, sie ist eine Christin und könne nicht gegen ihr Gewissen handeln. In der größten Wut rufe ich eine andere Dame — übrigens auch eine „Christin" — herbei und sie erledigt den Auftrag sofort. Am Abend, als ich allein in meiner Studierstube saß und die Sache noch einmal im Geiste erlebte, ließ es meinem Herzen keine Ruhe. Ich ergriff Hut und Stock und eilte nach der Straße, wo jene Telephonistin wohnte. Ich traf sie mit ihrer Mutter zusammen, und als ich eintrat, zuckte sie ein wenig zusammen; sie glaubte, daß ich gekommen sei, um ihre Entlassung mitzuteilen. Sie grüßte freundlich und blieb aufrecht vor mir stehen. Einen Augenblick war ich fast verlegen, dann sagte ich: „Mein Fräulein, ich muß Sie etwas fragen. Sie sagten heute, als Christin könnten Sie nicht gegen Ihr Gewissen handeln; sagen Sie mir: Ist Christus wirklich eine Kraft im Leben?" Mit strahlenden Augen antwortete sie: „Mein Jesus ist die Kraft meines Lebens!"

Ist diese Erzählung nun erfreulich oder ist sie niederschlagend? Uns dünkt, es sei eine ganze große Beschämung für uns, daß der Wandel der Christen so wenig werbende Kraft hat, daß man es als etwas Besonderes glaubt rühmen zu müssen, wenn einmal diese Kraft zutage tritt. Möchte sich doch in unserem Christenleben die Kraft lebendigen Glaubens immer mehr offenbaren.

Die Fensterscheibe.

Alexander Morel hat einmal in sinniger Weise die Demut verglichen mit einer durchsichtigen Fensterscheibe: „Was ist eine Fensterscheibe? Es ist ein Stück Glas, so rein, so kristallhell, daß es — unsichtbar wird. Wenn auf seiner Oberfläche ein einziger Flecken, ein einfaches Luftbläschen ist, kurz, irgend etwas, das den Blick anzieht und zerstreut, so entspricht es seiner Bestimmung nicht mehr. Die Bestimmung der Glasscheibe ist: zu verschwinden, sich so sehr vergessen zu lassen, daß der Blick des Beobachters ohne Hindernis durch sie hindurchblicken kann auf das, was sich jenseits befindet.

Je mehr sich ein Mensch Gott nähert, desto mehr verschwindet seine Person, und je mehr er sich von Gott entfernt, desto mehr sucht er aufzufallen. Wie viele Christen gibt es, die das Licht verdecken, weil ihre Persönlichkeit sich vor die heilige Person Christi stellt und sie gleichsam mit ihrem Schatten bedeckt, statt sie durchscheinen und ihr eigenes Leben verschwinden zu lassen! Wie viele prächtig gemalte Scheiben sieht man da und dort, auf denen allerlei bunte Gestalten von Heiligen die Klarheit des leuchtenden Himmels verschleiern!"

Tagungen.

„Es tagt! Es tagt!" Man ist geplagt,
wenn ein Kongreß den andern jagt,
und keiner mehr zu fehlen wagt,
bis in dem Wust von Referaten
ersticken alle Opfertaten.

„Es tagt! Es tagt!" Tief in die Nacht!
Viel tiefer als wir je gedacht.
Die Tagungen sind unsre Nöte. —
Wann grüßt der Neuzeit Morgenröte?

Diese Verse von Karl Traub können wir uns merken. Wie leicht vergißt man bei all den Konferenzen unserer Tage die opferfreudige Tat. Ueber dem schönen Reden denkt man nicht mehr an das Tun, so daß es durch das intensive „tagen" nicht heller, sondern immer dunkler wird, wie überall da, wo Wort und Tat nicht zusammenstimmen. Laßt uns treulich darauf bedacht sein, daß wir ganze, christliche Persönlichkeiten werden, daß unser Christentum aus einem Guß ist. Christenmenschen der Tat. Darum muß es immer wieder unsere Bitte werden: „Ein ganzer Christ, das ist mein Streben; ach, nur nicht Halbes, treuer Herr! Wenn doch in meinem Leben nichts Halbes mehr zu finden wär'! O durch und durch von Dir erfüllt, als Gottes Kind auch Gottes Bild. In Demut ganz und in der Liebe, im Glauben ganz und in der Zucht, ein ganzer Schüler Deiner Triebe, ganz treu im Ernst der Sündenflucht! Von Deinem Geiste ganz erfüllt in allem meines Vaters Bild. Zerstöre doch das halbe Wesen, was sich mit halben Werk begnügt! O, laß mich ganz zu Dir genesen, daß sich mein All's in Dir vergnügt. Das ganze Herz von Dir erfüllt, das ganze Wesen Christi Bild!" So werden wir Menschen der Tat, Christen, die sich nicht begnügen mit schönen Reden, sondern die bereit sind zu freudiger Opfertat, wo es gilt.

„Andreasmission."

Ein Wort zur kirchlichen Zeitschriften-Woche, vom 27. Oktober — 2. November.

Was ist denn das — „Andreasmission"? Johannes 1. 41. 42 lesen wir: „Andreas, der Bruder des Simon Petrus, findet am ersten seinen Bruder Simon und spricht: Wir haben den Messias gefunden und — führte ihn zu Jesu." Nachdem also Andreas den Heiland gefunden hatte, führte er gleich auch seinen Bruder zu ihm. Ebenso machte es nach den folgenden Versen Philippus: er lud seinen Freund Nathanael ein, zu Jesu zu kommen — mit dem gleichen Erfolg wie bei Andreas, daß Nathanael ein Jünger Jesu wurde. Das also nennen wir Andreasmission: andere zu Jesu führen durch persönliche Einladung und Ermunterung.

Das ist eine höchst bedeutsame Sache für das Reich Gottes. Wie viele sind auf diesem einfachen Wege für Jesum und Sein Reich gewonnen worden! Für so viele war es entscheidend für ihre ganze innere Entwicklung, daß sie einmal von irgend jemand aufgefordert wurden, mit in einen Kreis lebendiger Christen zu gehen.

Wie Großes, Entscheidungsvolles können da oft ein paar freundliche Worte ausrichten, wenn sie zur rechten Zeit und in der rechten Weise angebracht werden! Wir sollten uns darum diese Andreasmission recht angelegen sein lassen und immer wieder die Gelegenheit wahrnehmen, ander einzuladen, sei es in die ordnungsmäßigen Gottesdienste, Bibel- und Vereinsstunden oder sonstige christliche Veranstaltungen. Welchen Segen könnten wir da stiften auf ganz einfache Weise!

Auch das Werk der Blätterverteilung gehört zur Andreasmission. Gerade auch durch christliche Blätter sind schon viele zu Jesu eingeladen und für Ihn gewonnen worden. Wie viele Beispiele ließen sich da erzählen! Es ist darum wichtig, in dieser Arbeit nicht zu erlahmen. Hier ist ein weites Feld für die Andreasleute, die von der Liebe Christi getrieben werden.

Wie mancher hat gedacht, er müßte in den schlechten Zeiten sein christliches Blatt abbestellen, auch solche, die es bei ernstlichem Willen noch ganz wohl hätten halten können. Statt irgend eine kleine Annehmlichkeit zu missen, läßt man lieber eine christliche Zeitschrift fahren. Manche bedenken aber dabei nicht, was sie tun. Sie tragen damit an ihrem Teil bei zum Rückgang der christlichen Presse, die unserem Volk wahrlich so nötig ist, wie das tägliche Brot. Die weltliche Presse nimmt immer mehr zu, was wird da nicht alles dem Leser zugemutet. Fortwährend wird unser Volk von einer antichristlichen Presse überflutet. Wollen wir nun uns mit schuldig machen, wenn unserem Volk christliche Zeitschriften entzogen werden? Wir wollen nicht zu den Fahnenflüchtigen gehören, die den Kampfplatz verlassen gerade dann, wenn es zu kämpfen und Treue zu bewahren gilt. Wie kläglich ist es doch um das Christentum so mancher bestellt, wenn es wirklich gilt, etwas auf sich zu nehmen um des Glaubens willen. Wenn erst einmal der Wolf richtig in die Herde fährt, dann werden diese Scheinchristen erst recht offenbar werden. Wohlan, laßt uns solchen nicht gleichen! Wir wollen Andreas- und Philippuschristen sein, die um so eifriger werben, je ernster und schwerer die Zeiten sind.

Es gibt ja in der Tat jetzt freilich viele, denen es tatsächlich schwer wird, ein christliches Blatt zu halten. Eben darum sollten jetzt die, die es vermögen, mehr als bisher Blätter halten, um sie zu verteilen. Man hört so oft die Einrede: „Ich kann das nicht alles lesen, was ich habe." Nun so gib von deinen Blättern weiter an andere — treibe damit Andreasmission!

Wir kennen alle die Geschichte von Sodoms Untergang, wo die Engel Lot, sein Weib und seine Töchter ergriffen und bei der Hand hinausführten. Das taten die Engel, um Lots Familie vom Verderben zu retten. So müssen auch wir machen gleichsam an die Hand nehmen, um ihn aus dem Verderben der Welt herauszuführen, hinein in die Geborgenheit des Reiches Gottes. Und wie manches christliche Blatt hat diesen Engelsdienst schon getan. Moody erzählte, wie an die vornehmen Lebemänner, die Mitglieder des ersten Klubs einer amerikanischen Großstadt, durch die Post christliche Zeitschriften durch gläubige Christen gesandt wurden. In einer Zeitschrift war der Artikel betitelt: Auf! begegne deinem Gott! In einem Briefumschlag wurde diese Botschaft einem Herrn zugeschickt, der wegen seines gottlosen, leichtfertigen Lebens bekannt war. Behaglich saß er in seinem Arbeitszimmer, als ihm dieser Brief mit vielen anderen überreicht wurde. „Was ist denn das? Auf, begegne deinem Gott!" rief er, „wer hat die Unverschämtheit gehabt, mir diesen Wisch zuzuschicken?" Mit einer Verwünschung für den unbekannten Absender erhob er sich unwillig, um den Traktat den Flammen zu übergeben. In diesem Augenblick jedoch faßte er den Entschluß, das Blatt seinem Frunde zuzuschicken, um zu hören, was dieser über den Scherz zu sagen hatte. Gesagt, getan; das Blatt wird nochmals und mit verstellter Handschrift an den lustigen Kompanen adressiert. Der Freund empfing das Blatt mit einem Fluch auf den christlichen Unsinn. Schon im Begriff, das Schriftchen zu zerreißen, blieben seine Augen auf dem Worte haften: „Auf, begegne deinem Gott!" Seine Aufmerksamkeit war erregt, die Stimme seines Gewissens geweckt, ein Pfeil Gottes hatte das Herz getroffen. Er las und las, und als er zu Ende gelesen, war er von seiner Sünde überführt und suchte Gnade dort, wo sie allein zu finden ist, bei Jesu, dem Freund der Sünder. Nun gedachte dieser Freund an seine Sündengenossen und sorgt dafür, daß auch sie die göttliche Wahrheit hören sollten, und schickte das Blatt weiter, wo es ebenfalls Segen stiftete.

Möchte dieses Beispiel vielen zeigen, welche Ewigkeitskräfte in einem christlichen Blatt enthalten sind! Andreasmission ist Engeldienst! Hoffentlich bist auch du, mein Leser, bereit diesen Dienst zu tun.

Auch Schmerz und Leid ist anders.

In Griechenland mußte sogar das Gesetz in Bewegung gebracht werden, um die Totenklage

zu dämpfen. Den lauten Jammer bei der Aufbahrung der Leiche oder am Grab konnte man zwar nicht verhindern, aber wenn der Trauerzug durch die Straßen Athens zog, hatte Solon befohlen, daß Schweigen herrschen sollte. Dasselbe Gebot galt in andern Städten Griechenlands. — Welcher Gegensatz zu dem christlichen Begräbnis, bei welchem Totenklage und Schweigen von Lobgesängen abgelöst wird. Nein, Griechenland besaß nichts, das die Klage zum Verstummen bringen konnte.

Selbst in Israel saßen noch zu Jesu Zeiten Klageweiber bei den Toten, und man hörte ihr jammervolles Klagen und Heulen (Markus 5, 38). Erst, wenn ein Volk christlich wird, ändert sich das alles, das zeigt uns die Missionsgeschichte.

Wir wollen uns hier von dem Missionar Johannes Johnsen ein kleines Erlebnis aus Madagaskar erzählen lassen: „Es ist ein alter, eingeborener Prediger, der seiner kleinen Tochter die Leichenpredigt hält: „Ach, ich bin des Lebens müde," sagte er, „ich habe so viel Kummer in der Welt gehabt. In dieses Familiengrab habe ich meine Eltern gebettet mehrere Geschwister und fünf Kinder, dieses ist das sechste. Aber noch hat keiner die Bitterkeit des Schmerzes bis zur Neige gekostet, der noch nicht seine Ehefrau begraben hat. Als ich sie ins Grab gelegt hatte, glaubte ich nicht, daß ich das überleben würde. — Und nun muß ich Abschied nehmen von diesem süßen, kleinen, runden, frischen Mädelchen, das ich nicht glaubte entbehren zu können. Aber ich darf nicht murren. Ich bin ja nur ihr Hüter, und wenn der Eigentümer nach seinem Lämmchen Botschaft schickt, dann darf der Hüter nicht klagen. — **Wenn ich aber zurückdenke an den Tag vor 35 Jahren, als wir den Vater hier begruben, wie saßen wir da um das Grab herum, nach der Heiden Weise, und riefen die Erde an: „Erde, Erde, nimm mich auf, denn du hast mir mein Liebstes genommen!" — Und ich saß hier mit Verzweiflung im Herzen und ohne einen Strahl von Hoffnung.** — Sehe ich aber, wie wir heute hier stehen, wie niemand heult und klagt, sondern wie wir zu Christus beten und Ihm Lobgesänge singen, — ja, **da muß ich meine Hände zum Himmel erheben und Ihm danken, weil Er lebt und wir auch leben sollen." Und dann fing er an Gott zu preisen.**

Aus H. Martensen-Larsen.
An der Pforte des Todes.

Hunderttausend Goldrubel im Jahr für die Erhaltung eines Leichnams!

Die Schweizer Weltwoche brachte unlängst folgendes Stück: Die Sowjets liebten es seit jeher, über den Reliquenkult der christlichen Kirchen zu spotten. Ein Lieblingsgegenstand ihrer Gottlosenpropaganda war es stets, wenn möglich in graphischen Bildern darzustellen, wie hunderttausende von Rubeln, die im Dienst der Menschheit angeblich viel nützlicher hätten angewendet werden können, im Dienste der Kirche verschwendet wurden.

Nun berichten aber Sowjetzeitungen, daß die Aerzte Vorobieff und Zabrsky zum Lohn für die Sorge, die sie dem Leichnam Lenins angedeihen ließen, nur einem hohen Sowjetorden ausgezeichnet worden sind. **Aus weiteren Berichten geht hervor, daß ein ganzes Korps von Wissenschaftlern damit beschäftigt ist, für die Erhaltung der Leiche des toten Diktators zu sorgen. Man weiß, daß in Folge von Syphylis, an dem Lenin starb, sein Leichnam trotz verschiedener Versuche, ihn einzubalsamieren, in rasche Fäulnis überzugehen drohte und nur dadurch erhalten werden konnte, daß man die Temperatur im Sarge unter den Gefrierpunkt senkte. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen mußten bisher schon vier Operationen vorgenommen werden, um eine weitere Zersetzung des Leichnams zu verhindern und man schätzt die Kosten, die durch ständige Ueberwachung des Körpers des** toten Diktators dem russischen Staate entstehen, auf hunderttausend Goldrubel im Jahr.

Wieviel nötiger wäre es den armen Hungernden das Geld zukommen zu lassen, als einem toten Leichnahm des Juden Lenin.

Christenkampf.

Ihr habt gewiß alle schon entzückt emporgeschaut zu den herrlichen Wolkengebilden, die etwa an einem schönen Abend um die Sonne sich legen, leuchtend wie flüssiges Gold oder wie glühender Purpur. Was sind eigentlich diese Wolken? Nichts als wäßrige Dünste der Erde, Tropfen ohne Farbe und Gestalt. Aber die Sonne, um die sie sich lagern, von der sie beleuchtet und durchleuchtet sind, die verklärt diese grauen Wolkenmassen zu solch herrlichen Lichtgestalten und Prachtgebilden. So ists auch mit jener Wolke von Zeugen, die um den Strahlenthron Jesu Christi gelagert ist. An und für sich bestehen sie nur aus armen Tropfen, aus Erde und Asche, aus sterblichen, sündigen Menschen; aber weil diese Menschen von Jesu Christo, der Sonne der Geister, sich haben himmelwärts ziehen und himmlisch erleuchten und durchleuchten lassen, darum sind sie hinieden schon verklärt worden ins **himmlische Wesen, darum sind sie nun droben nach wohlgekämpftem Erdenkampf als eine leuchtende Wolke, als eine himmlische Thronwache,** gelagert zu den Füßen Seines **Thrones und zeugen für alle Zeiten von Seiner und Seiner Kinder Herrlichkeit.**

Karl Gerock: Epistelpredigten, S. 63.

Gottes Erntesonne über Rußland und seinem Volk.

Gottes Erntesonne brennt glutheiß über Rußland und seinem Volk. Mancher Halm auf dünnem Wurzelboden wird dürr; das Unkraut reift furchtbar aus. Aber das gute Korn wird in der Trübsalshitze voll und schwer; herrliche goldene Garben kommen in Gottes Scheune.

Erzbischof Ilarion von Moskau war groß und stattlich. Er besaß eine umfassende Bildung, war im höchsten Grade begabt. „Leuchte der Kirche" nannte man ihn in seinen besten Jahren. Sein Einfluß war ungewöhnlich, deshalb mußte er beseitigt werden. 1922 begann sein Leidensweg. Er wurde von der GPU (Geheime Politische Schreckenspolizei) auf drei Jahre nach Archangelsk verschickt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrte er in sein Bischofsamt nach Moskau zurück, wurde aber von neuem arretiert, und wieder auf drei Jahre nach der Schreckensinsel Solowki im Weißen Meer verbannt. **Nachdem er auch diese Zeit überwunden hatte, kehrte er wieder zurück um seines Amtes zu walten. Da wurde er wieder gepackt und in den „Jaroslawschen Isolator" gesteckt, der extra dazu gebaut ist, durch Quälerei die Gefangenen zu Geständnissen zu zwingen.** Nach langer Haft, die ihn nicht hat brechen können, tritt eines Tages ein hoher Beamter der GPU in seine Zelle ein, ein Lette. Er versprach Ilarion volle Freiheit unter der Bedingung, daß er sich für einen Gottlosen erklärte oder wenigstens in die sogenannte „lebendige Kirche" eintrete, die nichts anderes ist, als die kirchliche Filiale der GPU. Da erhebt sich Ilarion in seiner ganzen Größe. „Wenn ich auch ein Diener der Kirche bin, so bin ich doch auch ein Russe und kann zornig werden!" Dann packte er den Judas und warf ihn zur Tür seines „Isolators" hinaus. Die Folge war, daß Ilarion in ein nördliches Konzentrationslager geschickt wurde, dessen Insassen dazu bestimmt waren, an den Kanalarbeiten teilzunehmen, durch die eine Verbindung zwischen dem Baltischen und Weißen Meer hergestellt wurde. Ilarion wurde zum Aufseher einer ganzen Schar abgezehrter Gefangener gemacht. Man arbeitete von 3 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, aber das Quantum konnte nicht geschafft werden; denn die Entkräftung der Arbeitenden nahm infolge **der spärlichen Ration immer mehr zu. Oft mußte man bis zum Gürtel im Sumpf oder im Schnee arbeiten. Wurde das Pensum nicht erreicht,** so wurde der Erzbischof in Extrahaft genommen. Man verkleinerte seine Ration, die bis dahin aus 500 Gram Brot, 10 Gramm Zucker und einem Schälchen Grütze für 24 Stunden bestanden hatte. Dann ließ man ihn mit bloßen Füßen die ganze Nacht bei schärfster Bewachung im Schnee stehen, bis die Füße abgefroren waren. Man brachte ihn dann ins Krankenhaus; hier starb er 1932 an Typhus, ungebeugt und ungebrochen. Die GPU hatte zehn Jahre an der Vernichtung dieses wertvollen Menschenlebens gearbeitet.

Bischof D.... hatte schon die verschiedensten Verbannungszeiten hinter sich, hatte unter anderem vier Jahre in dem Solowezkischen Lager zugebracht, wo er fast die ganze Zeit in der Strafbaracke Nr. 2 untergebracht war, weil er sich geweigert hatte, mit Predigen aufzuhören. Nun war er in einem Gefängnis im Norden Rußlands. Die Schwindsucht zehrte an ihm, aber in dem schwachen Leibe wohnte noch eine große Geisteskraft. Er saß ohne Verhör in einer für 32 Personen berechneten Zelle, wo 120 Mann untergebracht waren, und schlief unter einer Schlafbank. Er bekam den Auftrag den Fußboden der Zelle zu waschen, wozu er sich das Wasser in einem Klosettgefäß holen mußte. 300 Gramm Brot und ein Teller Suppe aus frischen Fischgräten war die Tagesration. „Zwar nicht schmackhaft, aber wenig", scherzte er über diese Ration. Schließlich wurde er wegen seiner „konterrevolutionären Tätigkeit" auf fünf Jahre in das S........sche Lager verbannt. Als ihm das Urteil mitgeteilt wurde, sagte er: „Sie haben sich verrechnet, ich werde vor dieser Frist herauskommen!" — „Wie können Sie das wissen?" fragte der Richter spöttisch. „Bis dahin werde ich, so Gott Gnade schenkt, sterben...."

Der Etappenweg hebt an. In seinem ausgetrockneten Gesicht brennen zwei Glutaugen. Bekleidet ist diese wunderbare Gestalt mit einem schmutzigen, zerrissenen Priestergewandt. Auf dem Rücken trägt er in einem kleinen Säckchen alle seine Habseligkeiten. „Omnia mea mecum porto" (Ich trage all das Meine mit mir), sagte er zu seinen Leidensgenossen und zieht auf der Marterstraße der Heimat zu, wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen. Morgenglanz der Ewigkeit leuchtet auf seinem Angesicht.

Aus einem Tagebuch.

13. Februar 1933. Heute ging ich zur üblichen Registrierung der Verbannten in die GPU. Vor mir ist in der Kommandatur eine Frau. Sie hat nach Bauernart ein Kopftuch umgebunden, einen abgeschabten Rock und Filzstiefel an und in den Händen ein Bündel. Das Gesicht ist blutleer, wie bei einem Krebskranken. In den Augen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Mit ihr ist ein kleiner, etwa neunjähriger Junge. Sie zieht Erkundigungen über ihren Mann ein! blitzt es mir durch den Kopf. Sie kommt an die Reihe. „Was ist los?" schreit der Kommandant durchs Fenster. Die Frau antwortet eilig: „ich suche meinen Mann. Vor einer Woche hat man ihn verhaftet. Man sagt mir, er sei ins Lager geschickt, aber er ist nicht da. Tun Sie mir bitte den Gefallen und sehen Sie in der Liste nach, ob er nicht bei Ihnen im inneren Gefängnis ist. — „Wie heißt er?" — „U-ky", antwortet die Frau. Man blättert in der Liste. „Ist nicht da! Wer ist der Nächste?" — Aber die Frau geht nicht vom Fenster weg. Sie hält sich mit den Händen fest und bittet noch einmal nachzusehen. Als Antwort folgt ein furchtbares Brüllen: „Ist nicht da, sagte ich"! — Schließlich mischt sich der Gehilfe des Kommandanten ein: „Sieh doch einmal in der Liste der Erschossenen nach, mir schwebt es so vor." **Wieder raschelt das Papier. Eine lange Reihe von Namen. „U-ky", schreit der Kommandant, wie ist sein Vorname?" — „Alexander,**

der Priester Alexander U-ky." „Gestern erschossen. Der Nächste!"

Ohnmächtig läßt die Frau ihre Hände fallen, das Bündel fällt auf die Erde, daraus rollen zwei Eier, ein Stück Brot, ein kleiner Osterkuchen. Es ist die Gabe für den Mann. Sie bückt sich und scharrt lange mit den Händen auf dem Fußboden die Sachen zusammen. Augenscheinlich begreift sie nichts mehr. Dann tappt sie still nach der Tür, ihren Jungen an der Hand. Die Frau eines erschossenen Priesters! Wer wagt es noch, mit ihr Gemeinschaft zu haben, wer wird sie unter sein Dach lassen, was wird aus ihrem Jungen werden? Ein elternloses, verwahrlostes Kind — ein Dieb? Ich gehe ihr nach; aber wozu braucht sie meinen Trost?

„Unser Väterchen hat man erschossen! Friede seiner Seele im Himmel! Was werden wir jetzt machen, Wanja?" wendet sich die Frau an ihren Sohn, ohne mich zu hören. Morgens war bei ihnen noch der Polizist gewesen, hatte sie aus dem Zimmer auf die Straße gesetzt und ihre Sachen einfach hinterher geworfen. Die Frau eines erschossenen Priesters. Das ist ja ein schändliches Element, ein Klassenfeind!....

Ich erinnere mich, wie wir eines Tages auf der Straße einer kleinen nördlichen Stadt standen. Es war im Winter an einem grauen kalten Abend. Plötzlich kommt eine lange Reihe Verbannter die Straße entlang. Sie werden von Soldaten der GPU begleitet, die alle in gute Pelze gekleidet sind. Es sind etwa 200 Mann, lauter Geistliche. Die meisten haben nur leichte Priesterröcke über ihren Schultern hängen; allem Anschein nach waren sie alle aus dem Süden. Damit es wärmer sei, hatten sie um den Leib einen Strick gebunden, dessen Enden beim Gehen hin- und herschlugen. Die Köpfe waren nach Frauenart mit Tüchern umbunden, alle hatten Vollbärte, und hinten lugten aus den Tüchern ein paar graue Haarbüschel hervor; an den Füßen in Lappen gewickelte Bastschuhe und auf dem Rücken armseliges Gepäck. Nur tausend Schritte haben sie aus dem Gefängnis gemacht, und schon stolpern mehrere von ihnen....

Man will sie tausend Kilometer zu Fuß treiben. Vor ihnen Felder, Sümpfe und kalte Nordstürme. Wieviel werden von dieser Gruppe ihren Bestimmungsort erreichen? Die Hälfte — ein drittel?

Später lasen wir in einem Briefe, daß nur die Hälfte angekommen war; die andern waren vor Erschöpfung und Hunger umgekommen, mußten auf dem Wege zurückbleiben mit erfrorenen Füßen, eine Beute der Wölfe oder der Kälte! Wieviel Menschengebeine liegen wohl auf diesem Wege, dem Leidensweg der russischen Geistlichen nach Golgatha!

In Rußland geht es jetzt, wie überall, um Gottes Ehre und Reich. In diesem Rußland, dem großen Glutofen Gottes, wird einmal noch Großes geschehen! **Bitte lest Hebräer 11, 35 ff dazu.** Stimmt's nicht wörtlich?

Der Bote des Königs.

Es war an einem köstlichen Sonntagmorgen im Juni, als Doktor Lindner sich aufmachte, um einem andern Geistlichen beim Austeilen des heiligen Abendmahls in seiner Gemeinde behilflich zu sein. Einen Teil der Reise konnte er mit der Eisenbahn, den andern Teil mußte er im Postomnibus zurücklegen.

Als er den Zug verließ und auf den Platz vor dem Bahnhofsgebäude trat, stieg der Geruch eines Torfmoors ihm in die Nase, das sich in blauen Ringeln durch den Schornstein eines kleinen Hauses Luft machte. Einige Stare schwatzten vom Dach herab, sonst war alles still. Röhrig, der Postkutscher stellte den kleinen Koffer des Pastors in sein Gefährt, stopfte zwei große Säcke und eine Menge kleinerer Pakete hinterdrein und stellte ein Fäßchen dazu, in dem auch der abgefeimteste Geruchssinn Heringe feststellen mußte. „Nun, mein Herr, kann's losgehen", ermunterte Röhrig. „Wollen Sie drin oder draußen sitzen?" „Drin" saß schon ein Reisender. Nach einem schnellen Blick auf diesen, entschied sich Doktor Lindner für „draußen." Der Insasse war's zufrieden, er zog beide Füße auf den Sitz und machte es sich behaglich. In seinem vollmondrunden Gesicht schwammen zwei kleine Aeuglein nicht gerade nachbarlich beieinander. Die Nase strebte nach oben. Der Mund verbarg sich unter einem ganzen Wald von roten Schnurrbartstoppeln. Sein Gepäck bestand aus einem Korb und einem Regenschirm, der entschieden auf Taille hielt. Er selbst trug einen Anzug nicht grade neueren Datums, jedenfalls stammte er aus der Zeit, wo der Besitzer noch schlank gewesen, was man jetzt nicht von ihm behaupten konnte. Röhrig redete ihn als „Meister Bohner" an und erkundigte sich angelegentlich nach seinem Befinden, während er seine Gepäckstücke unter und auf die leeren Sitze verstaute.

„Ich kann nicht klagen", erwiderte der Fahrgast mit etwas belegter Stimme. Röhrig, jetzt scheinbar mit seinen Vorbereitungen fertig, setzte sich zum Doktor und wollte eben losbrausen, als er, sich ärgerlich umwendend, rief: „Na, was kommt nun noch? Ich wette, wir bleiben bis Weihnachten hier kleben!" Der Stationsvorsteher keuchte mit einem Koffer heran, den er noch irgendwie untergebracht sehen wollte. Er machte sich garnichts aus Röhrings Aerger sondern rief ihm freundlich zu: „Vergessen Sie die Hüte für die kleinen Mädchen nicht, und dann bittet Schmidt, daß sie ein bißchen aufpassen, ob sie nicht sein entlaufenes Kalb irgendwo sehen." „Gut, gut!" grunzte Röhrig, „stoppen se man das Ding noch bei Meister Bohner rin. War da noch was?" erkundigte er sich dann mit etwas unechter Höflichkeit.

„Nicht daß ich wüßte", entgegnete der Andere in unerschütterlicher Gelassenheit. „Auf Wiedersehn!"

„Sie scheinen immer viele Aufträge mit auf den Weg zu bekommen?" kicherte der Doktor vergnügt. Ihm hatte das Ganze mehr Spaß gemacht, als dem ungeduldigen Röhrig.

Der lachte grimmig. „Was meinen Sie, von der Rolle Garn bis zum Begräbnishut gibt es nichts, was ich nicht besorgen müßte. Einmal habe ich sogar ein Cape für eine Frau, da weit im Hinterland, gekauft. Sie wissen doch, was ein Cape ist?"

Der Doktor nickte verständnisvoll!

„Ganz früher trugen die Weibsleute noch so andre fürchterliche Dinger, die hießen Seelenwärmer. Ich habe mich aber energisch geweigert, so was, für wen es auch sei, mitzubringen, obgleich ich sonst nicht schüchtern bin."

Der Doktor wagte auch jetzt keine Gegenäußerung. Er wollte viel lieber die schöne Gegend genießen und darum waren ihm die Seelenwärmer noch anstößiger als seinem Wagenführer. Aber dieser, welcher an dem Nachbar Gefallen fand, der gar keine Zeit zum Reden für sich beanspruchte, ergoß den ganzen Vorrat seiner Erlebnisse über den neuen Mitreisenden. Da gabs die Stelle zu sehen, wo der Dachdecker im Jahre achtzehnhundertundsoundsoviel im Schneesturm umkam. Weiterhin kam man an einem verwitterten Stein vorbei, neben dem in grauser Vorzeit eine Hexe verbrannt worden war. Drüben ragten die Ruinen eines alten Schlosses hervor, die Röhrig, der eine gefühlvolle Seele war, ermunterten, mit hohem Pathos den Anfang der Ballade vom hohen Schloß am Meer zu zitieren, die er mal in der Schule gelernt hatte.

Während der Doktor laut seine Anerkennung für Röhrigs vorzügliches Gedächtnis aussprach, tönte es aus dem Inneren des Postwagens wie ein schmerzliches Stöhnen.

„Gehts Ihnen dadrin nicht besonders?", erkundigte sich Röhrig teilnehmend nach rückwärts. „Es bekommt Ihnen wohl nicht, mit all' dem Weiberkram zusammengesperrt zu sein?" Eine Antwort erfolgte nicht und der Doktor bemerkte, daß Röhrigs Gesicht einen verächtlichen Ausdruck annahm, und er unverständliche Dinge vor sich hin murmelte. Dann plötzlich, die Tonart ändernd: „Morjen, Morjen, Frau Lampert, schönes Wetter heut'!" Der Wagen fuhr langsam, die also Angeredete stand still und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn. Sie tat es umständlich und nicht ohne Hintergedanken. „Ja, ja, schön' Wetter", antwortete sie, „aber eine Brathitze! Das merkt man da oben nicht so, als wenn man hier im Staube pendelt. Die Sonne saugt mir das Mark aus den Knochen, kann ich Ihnen sagen! Und wie enttäuscht wär' ich, wenn ich zu spät zur Kirche käme."

Röhring seufzte ergeben: „Na, dann man ruff!" sagte er einladend. Und die pustende Frau Lampert ließ sich nicht lange nötigen und kletterte zu Meister Bohner in den Postkasten. „Gott lohn's, ich kann's nicht", sagte sie und hatte damit die finanzielle Seit der Angelegenheit zu ihrer vollen Zufriedenheit, ein für alle Male erledigt.

„Zur Kirche wollen Sie?" fragte der Dicke, um die Unterhaltung angemessen zu eröffnen.

„Na, wo denn sonst hin?" fragte Frau Lampert resolut zurück. Ich war Charfreitag auch da!"

„Es ist doch erst Freitag!"

„Na, ja, ich besuch' noch erst meine Schwester!"

„Ach so, so. Was für Futter gibts denn da, in der Kirche, erbaulich?"

„Was sagen Sie!?" schrie Frau Lampert mit schriller Stimme. „Sind das Redensarten für einen anständigen Menschen!"

Sie war tief empört, und drehte ihm, so viel das möglich war, den Rücken.

Jetzt hielt Röhrig und bedeutete den Insassen des schwankenden Gefährts auszusteigen. Sie schlugen einen Richtweg durch die Felder ein, während die Postkutsche weiter nach Grünfeld strebte. Da wurden der Briefbeutel und einige Pakete ausgeladen. Eine blasse kleine Frau stand wartend dabei. Sehr angelegentlich erkundigte Röhrig sich nach der Kuh von Frau Meiners. „Ich habe das Salz für sie mit", sagte er. „Geben Sie ihr nicht zu viel auf einmal und lassen Sie sie nicht auf die Weide fürs erste. Was sagen Sie, ein Paket für Sie? Daß ich nicht wüßte!"

„Es war vom Müller ein bißchen Rindfleisch für den Sonntag" erklärte Frau Meiners arglos und wartete geduldig, während Röhrig, nicht grade sehr eifrig, wie es dem Doktor schien, unter seinen Paketen wühlte. „Von Müller warten Sie, hier. Ach nein, ein Paar Korksohlen von Schuster Müller. Die wären als Sonntagsbraten nicht gut zu brauchen, wenn auch mein Beaffsteak gestern unzweifelhafte Aehnlichkeit mit Schuhsolen hatte. Die Sohlen soll die Frau Winkler haben, die am „romantischen Fieber" leidet, daß ihr die Kälte nicht so in die Beine zieht. Soll das Paket groß oder klein sein. Ich kanns absolut nicht finden."

„Es ist nur ein Pfund Rindfleisch" erwiderte die kleine Frau mit ihrer leisen, müden Stimme, und es fiel dem Doktor auf, daß da etwas nicht stimmte.

„Sehen Sie mal in Ihrer Tasche nach", riet er. Röhrig griff zögernd hinein.

„So was, so was!" rief er. „Bin ich ein Esel! Suche den ganzen Wagen durch und hab's extra gut in meiner Tasche aufgehoben. Da, Frau Meiners, und guten Appetit, nichts zu danken, adjes auch!" Und Röhrig kletterte mit etwas verlegener Miene, wie es dem Doktor scheinen wollte, wieder zu ihm auf den Bock.

Obgleich der alte Herr wohl grade bei dem Kutscher etwas hinter die Kulissen geguckt hatte, begann er jetzt freundlich und harmlos nach der kleinen Frau zu fragen, und Röhrig war nicht der Mann, lange mit seinen Gedanken bei dem

belanglosen Zwischenfall zu verweilen.

„Sehen Sie“, begann er, „bei der hat's Zeiten gegeben, da hatte sie kein Krümel Fleisch und keinen Bissen Brot im Haus. Ich freue mich, daß sie nun wieder was kaufen kann.“

„Ach“ sagte der Doktor nur.

Und Röhrig, durch diesen Zwischenruf ermuntert, fuhr fort:

„Ihr Mann, der Waschlappen, legte sich hin und starb, ausgerechnet am Anfang der Ernte und hinterließ sie mit rein nichts zwischen sich und dem Armenhaus. Nur die Kuh, na, ja, aber die stand trocken. Und außerdem hatte der kleine Georg den Stickhusten.“

Röhrig hielt inne, um die ganze Erbärmlichkeit eines solchen Charakters nachwirken zu lassen. In so ungeeignetem Augenblick zu sterben, so 'n Kerl, vor dem konnte man doch wirklich keinen besonderen Respekt haben! „Na, und dann“, fuhr er fort, „kam's, wie es ja nicht anders zu erwarten war. Eines Tages war die Kiste leer und sie mußte den Jungen mit der Kuh rausschicken ohne Frühstück.

„Krieg' ich aber was, wenn ich wiederkomme?“ weimerte der Stift. „Ja“, sagt die Mutter und hat doch nix. Da legt sie sich aufs Beten, und ob Sie's mir glauben oder nicht, wie sie noch mitten dabei ist, klopft es und der Forstgehilfe kommt rein und bittet um einen Schluck Wasser „und“, sagt er, „Frau Meiners sind Sie so gut und geben Sie die Stüllen Ihren Hühnern, wir haben viel zu viel mit gehabt und hier, der kalte Kaffee, den gießen Sie man aus, dann hab' ich nicht so viel zu schleppen, ich muß noch weiter!“ Und, was soll ich sagen, als der Junge zurück kam, stand ein feines Frühstück auf dem Tisch.

Des Doktors Augen leuchteten. Die Geschichte gefiel ihm. „Er ist treu, der es verheißen hat“, murmelte er.

„Die Geschichte geht noch weiter“, fuhr Röhrig, selbst warm geworden, fort. „Der Forstgehilfe erzählte dem Grafen von Frau Meiners und der hat ihr eine Versorgung gegeben und Weide für die Kuh, und er schenkt auch das Schulgeld für Georg.“

Der Doktor schien einen ihm eben aufsteigenden Gedanken in seinem Herzen zu bewegen.

„Sind Sie verheiratet?“ fragte er scheinbar ganz unvermittelt.

Röhrings immer rotes Gesicht wurde noch um einen Schein dunkler.

„Nee!“ stotterte er heraus.

„Zu jung vielleicht?“ erkundigte sich der alte Herr mit einem vergnügten Augenzwinkern.

Röhrig lachte laut auf. „Das wohl nicht, aber ich bin man immer zu schüchtern.“

Und was die beiden nun miteinander ausmachten, muß Geheimnis bleiben. Nur einer weiß noch darum und das ist genug für diesen Fall. — Gemeindeblatt.

Probleme

In welcher Weise können wir in Canada in der Volksschule un'ere Deutschtumsarbeit einsetzen lassen?

Es liegt klar auf der Hand, daß eins und dasselbe mit der Frage sowohl wie mit dem Ausdrucke berührt worden ist: unser mennonitisches Ziel; insofern wir so etwas besitzen, oder uns dessen bewußt sind, daß wir eines besitzen. Die Frage ist mehr spezifisch, der Ausdruck allgemein; aber besonders kommt das Wort „Deutsch“ zur Geltung, womit angedeutet ist, daß es einen ganz unumgänglich notwendigen Faktor in unserem Mennonitentum repräsentiert.

Mit dieser Fraae und die'em Ausdruck ist eine Aufgabe an uns herangerückt, die der Lösung harrt. Wenn wir nun fortfahren, dieser Aufgabe mit Zeitungsartikeln auf den Leib zu rücken, wird höchst wahrscheinlich sehr wenig zu ihrer Lösung beigetragen werden. Und noch weniger wird dadurch erreicht werden, wenn die Artikelschreiber das von ihnen gewählte Thema, das vorgibt eine Pha'e der Aufgabe zu behandeln, aus dem Auge verlieren und an Stelle dessen ihre Persönlichkeitskrämerei auftischen. Nun, einer der erwähnten Artikel behandelt dieses Thema zur Genüge, und wir hoffen, der Erfolg bleibt nicht aus. Mögen die destruktiven Verhandlungen den konstruktiven Behandlungen Platz machen, so daß in den Spalten der Rundschau für erstere kein Raum mehr bleibt.

Jetzt aber zur Frage. Sie ist sehr leicht. Wenn wir in Canada in der Volksschule „un'ere Deutschtumarbeit einsetzen lassen“ wollen, so können doch nur solche Volksschulen in Betracht kommen, wo ausschließlich, oder doch bedeutend vorwiegend mennonitische, oder aber doch deut'che Kinder die Schülerzahl bilden. Andere Schulen kommen doch selbstverständlich überhaupt nicht in Betracht. Nun, und in solchen Schulen, wo die Schülerzahl entscheidend mennonitisch (deutsch) ist, macht man eben, was man in Rußland tat: man stel'' einen qualifizierten mennonitischen Lehrer an, der in der ge'etzlich dazu bestimmten Zeit deutsch unterrichtet, und die ganze Sache ist erledigt. Qualifizierte mennonitische Lehrer, die auch deutsch unterrichten können, haben wir meines Erachtens noch genug, scheinbar schon zu viel, denn ich sehe mich als solchen an und habe doch zwei Jahre ohne Schule sein müssen. Also, einfach genug. Nicht so? Die Frage war eigentlich auch zu leicht gestellt, als daß sie nicht irgendjemand hätte beantworten können.

Schwerer wird die Frage, wenn wir das Wort „Volksschule“ auslassen. Aber unlösbar ist sie, wenigstens teilweise, auch dann noch nicht. Man tut dann eben, was an vielen Orten getan wird: anstatt Artikel zu schreiben, mieten sich die Farmer einen Privatlehrer, der sich die Kinder, nachdem sie aus der englischen Schule entlassen sind, sammelt oder sammeln läßt, um sie dann noch 1½ Stunden täglich deutsch, und wenn es die Zeit erlaubt, auch noch Religion zu unterrichten. Der Sonnabend wird dann eben ganz ausgenützt. Es ist nur ein nachteiliger Umstand dabei: die Kinder sind abends nie mehr ganz frisch und müssen demnach behandelt werden. Wenn die Tage erst länger werden, und andere Umstände es erlauben, könnte man die Angelegenheit vielleicht auch des Morgens, vor der englischen Schule erledigen. Jedoch das sind technische Fragen, die örtlich gelöst werden müssen. Solche Kinder, die zu Hause ein gutes Hochdeutsch hören, oder vielleicht in einer Volksschule mit einem mennonitischen Lehrer gewesen sind, haben in solchem Privatunterricht vor den anderen eben einen kleinen Vorteil. Da ich mich selber in solcher Arbeit befinde, kann ich nur bemerken, daß sie im Großen und Ganzen unbedingt Erfolg zeitigt. Während die Kinder anfangs nur englisch sprechen wollten, sprechen sie jetzt fast ausschließlich deutsch, und das nach nur drei Monate langer Arbeit.

Umsonst ist solche Arbeit freili'' nicht. Der Privatlehrer muß gelöhnt werden, und jeder Farmer kann für solche Sache vielleicht nicht jährlich $50.00 bis $60.00, oder wie der Fall eben sein mag, erübrigen. Die passende Person ist vielleicht auch nicht immer zu finden. Oft können sich die Farmer auch nicht passend gruppieren, um das Unternehmen gemeinsam zu tragen, für den Einzelnen ist es dann eben nicht immer ganz einfach. Aber für Lehrer Ewert waren Schwierigkeiten nur da, um überwunden zu werden, und so ist es auch in die'em Fall. Einer findet die Lösung, ein anderer nicht. Wer eben praktisch ist und auf Handeln mehr Gewicht legt als auf Reden, der wird die Lösung schon finden. Ich würde nicht so sprechen, wenn ich nicht Männer (!) kannte, die auf eigene Fast erfolgreich an die Lösung dieser Frage herangetreten sind.

Nun werden aber immer solche sein, die sich einen Privatlehrer nicht leisten können, oder ihn vielleicht nicht finden. Denn wenn sie erst alle nach Privatlehrern suchen, werden diese knapper werden und wohl auch teurer, eine ganz natürliche, wirtschaftliche Erscheinung. Was ist da zu tun? Und nun wird die Frage um das Einsetzen der „Deutschtumsarbeit“ schwer, sie wird brennend.

Aber es ist wiederum nur eine Schwierigkeit, ein Hindernis, das überwunden werden muß, und aus dem Grunde, weil sein Erscheinen eine Möglichkeit war, ist sein Ve. schwinden keine Unmöglichkeit. Aber zur Beantwortung dieser Frage, zur Behandlung dieser Schwierigkeit, wird wohl ein zweiter Artikel herhalten müssen. Und da das Problem schwer ist, können wir uns schon getrost im Voraus sagen, daß die Antwort nicht so entschieden und wohl auch nicht so sachlich ausfallen wird. Aber deshalb brauchen wir nicht in Verzweiflung die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen, sondern müssen mutig und freudig an die Arbeit gehen, denn eine Arbeit ist es. Außerdem, wenn einer nicht im Stande ist, sie zu beantworten, dann sollen andere, die dazu befähigt sind, beispringen und mithelfen, anstatt das bißchen, was getan worden ist, mit Achselzucken zu bekriteln. Wer niederreißt, ist gleich den Kommunisten, und daß ein Kommunist nichts aufbauen kann, sollte keinem Leser fremd sein. Al'o, weg mit den Trotzkys! Vorwärts, ihr Hitlers, ihr Volksvereiniger!

*

Im Folgenden kommen wir zum dritten Teil der Frage: In welcher Weise können wir in Canada unsere Deutschtumsarbeit einsetzen lassen in den Fällen, wo wir uns der Volksschulen oder der Privatlehrer nicht bedienen können?

Beim Hinantreten an diese Frage überkommt einem unwillkürlich so ein Gefühl, wie dem Manne überkommen mag, der sich übernehme, den Ozean auszuschöpfen. Möge dieses Bei'piel die Größe, aber nicht die Hoffnungslosigkeit der Aufgabe veranschaulichen und dadurch einen jeden Mennoniten aufrütteln, damit er sich seiner Verantwortung ihr gegenüber bewußt werde; damit ein jeder mit sich selbst eins werde, daß er als Mennonit im Interesse des „deutschen Gesamtmennonitentums“ sich in Reih und Glied zu stellen habe, um das, was ihn ausmacht, das, was ihn zum mennonitischen Manne macht, einzusetzen.

Wir können an unser Thema nicht anders hinan, als über den Weg unserer Armut. Ist sie ein Hemmnis f. solchen Starken wie Lehrer Ewert, gewe'en, wieviel mehr wird sie den Durchschnittsmann hemmen, lähmen und entmutigen. Sie ist es nun, die uns beim Lösen unserer Frage so gespensterhaft entgegentritt. Sie hindert uns, unsere Deutschtumsarbeit da einsetzen zu lassen, wo unsere mennonitischen Familien vereinzelt wohnen. Sie macht es diesen Familien unmöglich, sich Privatlehrer zu mieten. Sie verhindert es diese Familien zu kleinen Gruppen anzusiedeln. Nur wenn wir die materielle Mittel dazu haben, können wir unsere Deutschtumarbeit 100-prozentig ein'etzen lassen Also gut, dann laßt uns einmal daran gehen, uns diese Mittel zu verschaffen; d. h., wohlhabend oder reich zu werden.

Ehe wir uns aber damit befassen, wie wir reich werden, wollen wir uns zu Gemüte führen, daß Reichtum nicht Zweck ist, sondren nur Mittel. Sobald sich Leute Reichtum zum Zweck machen, verlieren sie alle andern Güter aus dem Auge. Nicht nur das, dann werden bald alle andern Güter, die ruhig hätten Zweck sein können, zu Mittel umgewandelt, um einem verkehrten Endzwecke, dem Reichwerden, zu dienen. Das Gold, das durch Verwertung im Tempel- oder Stiftshüttenbau, hätte behilflich sein sollen, dem Herrn zu dienen und Ihn anzubeten, verwandelt sich in ein Kalb, und das wird nun statt des wahren Gottes verehrt.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von dem Rundschau Publ. House Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50

Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Weil wir nun schon über Zweck und Mittel sprechen, müssen wir noch erwähnen, daß unser Deutschtum schließlich auch nur ein Mittel ist. Es ist ein Mittel zur Förderung unseres „Gesammtmennonitentums." Letzten Endes ist es aber nicht unser Deutschtum, das uns zu Mennoniten macht, sondern unser Glaubensbekenntnis. Unser Deutschtum ist nur ein Mittel, wenn auch ein wesentliches, so aber dennoch und alledem nur ein Mittel, das uns große Dienste leisten kann im Fördern dieses mennonitischen Glaubenslebens.

Es ist also sehr wichtig, Zweck und Mittel nicht zu verwechseln. Es ist sehr wichtig, daß wir das richtige Verhältnis zwischen diesen drei Dingen erkennen: Reichtum ist oder sollte nur immer Mittel sein; Mennonitentum, mit allem was es in sich schließt für diese und jene Welt, ist, oder sollte für uns immer höchster Zweck sein, denn es ist für uns der reinste und höchste Inbegriff der Lehre Christi; das Deutschtum aber ist zweigestaltig: im Verhältnis zum Reichtum muß es sich uns als Zweck darstellen, im Verhältnis zum Mennonitentum bietet es sich uns als Mittel dar.

Jetzt, nachdem wir uns in diesen so oft verwechselten drei Dingen etwas orientiert haben und uns vorgeführt, daß weder Reichtum noch Deutschtum, sondern unser Mennonitentum für uns Endzweck ist, bleibt noch zu erörtern übrig, wie wir die Mittel erlangen, durch die der Endzweck, das Ziel, zu erreichen ist. Dieses bringt uns zu rein wirtschaftlichen und geschäftlichen Erörterungen. Auf dem ersten Blick will es so scheinen, als ob man so hohe Ideale und so alltägliche Angelegenheiten, wie gleich folgen werden, nicht auf ein und denselben Bogen bringen sollte; aber erinnern wir uns an unsern heilig-praktischen Meister.

Eine große Menge hat heilsbegierig seinem lautern Evangelium gelauscht. Da bricht der Abend herein. Die Menge erinnert sich daran, daß sie noch auf dieser Erde ist; denn Hunger, Durst und Mattigkeit überkommt sie. Da sind die „gescheiten", weltlich-praktischen Jünger gleich mit einem „guten" Rat zur Hand· „Meister, laß das Volk von Dir", usw Für uns aber sind die Worte Jesu von Bedeutung: „Gebet ihr ihnen (doch) zu essen!" (Mark. 6, 37). Sein treuer Nachfolger verlangt, daß wir arbeiten sollen um den Dürftigen zu geben (Eph. 4, 28 auch 1. Thess. 4, 11—12). Wer die Dürftigen sind, sollte nicht schwer sein, festzustellen. In erster Linie sind es die Familien, die ihren Kindern kein Deutsch bieten können. Es sind dann weiter auch die Jünglinge, die jetzt auf den Frachtzügen durchs Land strolchen müssen. Auch sie werden eines Tages Familienväter sein, deren Kinder ohne Deutsch und Religion aufwachsen werden müssen, deren Familien vielleicht nicht einmal ein anständiges Leben werden fristen können. Dann, nachdem wir der Dürftigen in unserer Mitte gedacht, sie zu einer Existenzmöglichkeit verholfen, nein mehr, sie selbst zu Existenzschaffenden gemacht haben, können wir derer in Rußland gedenken, sie mit vereinten Kräften von den Ketten befreien, deren sie sich nicht allein entledigen können; und dann schließlich gedenken wir auch derer, die im Finstern sitzen und des Evangeliums harren, eine Auslandsmission, wie es sich unser als Mennoniten geziemt. Gebt ihr ihnen doch zu essen. Ja allen, einem jeden von ihnen, die Speise, darin er Mangel leidet.

Und gleich höre ich die „Jünger" rufen: „Wir haben nur 5 Brote und 2 Fische, was ist das unter so viele!" Oder: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen!" Ihr Kleingläubigen! Weshalb arbeitet ihr denn so im Dunkeln? Weshalb fahrt ihr nicht hinauf auf die Höhe am hellen, lichten Tage? Wenn ich mich nicht irre, so ist der mennonitische landwirtschaftliche Verein schon ein paarmal bankrott gegangen, ehe ich, in seiner Mitte, auch nur etwas von seinem Besten erfahren. (Dieses mag sich vielleicht nicht ganz so schlimm verhalten, aber mehr oder weniger dem ähnlich). Weshalb tritt er nicht ans Tageslicht? Weshalb benutzt er nicht unsere mennonitischen Zeitungen, um sich zu erkennen zu geben?

Ein allgemeiner, mennonitischer, wirtschaftlicher Verein ist gerade, was wir brauchen. Nur durch ihn können wir zu den Mitteln gelangen, die uns überall fehlen. Aber an ihm müssen sich alle beteiligen. Damit sich aber alle beteiligen, ist es notwendig, ihn populär zu machen. Es ist nicht Zweck dieses Schreibens, für den bestehenden m. l. Verein zu propagandieren, denn dazu bin ich als ein Abseitsstehender weder berufen noch bevollmächtigt. Der Zweck ist ein Bild zu geben von einem allgemeinen, mennonitischen, wirtschaftlichen Verein, wie ihn das deutsche Gesamtmennonitentum sehr nötig braucht.

Ein allgemeiner, mennonitischer, wirtschaftlicher Verein.

Wenn die Mennoniten einen Verein gründen wollen, wo das Motiv ist, den Mennoniten ihre Bedarfsartikel billiger zu liefern, als sie solche auf dem gegenwärtigen Markte finden, so ist sein Mißlingen von Vorne herein besiegelt. Gibt es wirklich solche unter uns, die der Ansicht sind, sie könnten billiger handeln als die Geschäftsleute gegenwärtiger Zeit? Oder wollen die Mennoniten ihr Geschäft auf denselben Prinzipien aufbauen, auf denen heutzutage die Mehrheit der Geschäfte beruhen, nämlich auf halsabschneiderische Konkurenz, oder womöglich sogar auf Lug oder Betrug, wenn nicht sogar auf geschäftlichen Raub oder Diebstahl? Würde ein mennonitisches Geschäft es sich erlauben können, bei einem Fabrikanten 1000 Kleidungsstücke zu ca $5.00 zu bestellen und auf Lieferung der Bestellung nur ca $3.00 zahlen? Wer die Ergebnisse der Stevenskommission verfolgt hat, kann sich andere ähnliche Beispiele heraussuchen, je nach Belieben.

Es sollte nun erste Pflicht und Sorge eines Vereins sein, seinen Leuten über solche Verhältnisse Aufklärung zu geben. Dann, nachdem das geschehen und man sich auf die Loyalität der Mennoniten bedingungslos, wenigstens was Preis anbelangt ,verlassen könnte, könnte man ihnen Ware anbieten, an denen nicht die Flüche herabgearbeiteter Männer und abgezehrter Frauen und Kinder hingen. — Zur Zeit fließen Riesensummen in die Hände gewisser Finanzmagnaten, die es letzten Endes zu antichristlichen Zwekken verwenden wie Revolutionen und Kriege. So wurde der russisch-japanische Krieg in 1905 und die russische Revolution in 1917 von Jakob Schiff (jüdischer Nationalität) finanziert. Das Haus Rotschild konnte 1914 seine „Geschäfte" mit 40 Milliarden Franken „beginnen". Wenn Geld beim Blutvergießen dienen muß, so ist das noch so, so; aber wenn es erst herhalten muß um unser Evangelium zu verpesten, dann wird es schon schlimm. Rutherford kann sich heute rühmen, daß seine Schriften nächst der Bibel die am weitesten verbreiteten sind. Und doch drängt man uns solche falschen Schriften, wie „Millionen heute Lebender werden nicht sterben" und andere mehr, umsonst auf. Ich möchte unsern lieben Mennoniten mit keiner Behauptung kommen, sondern nur mit einer Frage :Wo nimmt Rutherford das Geld her, seine Schriften so zu verbreiten, ohne sie von den Leuten bezahlt zu nehmen? Die Kirchen geben ihm kein Geld, denn ihnen hat er offene Fehde erklärt.

Wie groß die Summen sind, die zu dunkeln Zwecken verwendet werden, kann man nur ahnen. Wie schicklich wäre es aber, wenn wenigstens unser bißchen mennonitisches Geld zur Ehre Gottes verwendet werden könnte! Dieses könnte geschehen, indem wir unser Geld beitragen ließen, ein christliches, mennonitisches Geschäft mit zu unterstützen. Und wenn wir ein solches wollen helfen bauen, dann sollten wir nicht zuerst darauf bedacht sein, billig zu kaufen, sondern solid zu kaufen. Als ehrliche, christliche Kunden nur solche Ware zu kaufen, die Christen für ehrlichen Erwerb produzieren, und die von christlichen Kaufleuten für redlichen Preis auf den Markt gesetzt werden.

Nun haben wir als Mennoniten auf die heutige Geschäftswelt so gut wie keinen Einfluß, denn wir sind meistens Farmer. Die heutige regierende Geschäftswelt entstammt nicht unserer christlichen Familie, nicht unserer mennonitischen Schule. sie steht in keinem Falle unter dem Einfluß unserer Kirche. Da sollte es Ziel und Zweck eines allgemeinen mennonitischen wirtschaftlichen Vereins sein, Mennoniten zur Bedienung von Mennoniten heranzuziehen und auszubilden. Wir Mennoniten besitzen gegenwärtig eine sehr große Auswahl von Kräften, und unsere fundamentalen Institutionen sind stark und sehr geeignet, eine unabhängige Gemeinschaft zu bilden. Wir besitzen Lehrer, Professoren, Prediger, Missionare, Aerzte, Krankenpflegerinnen, Advokaten, Buchführer, Kommerzleute, Verleger, Fabrikanten, Mechaniker, Gärber, Tischler, Schuster, Weizen-, Gemüse- und Obstfarmer, Vieh- und Geflügelzüchter u. a. m. Unsere Familien, Schulen, Kirchen und Konferenzen sind noch lange nicht so zerrüttet, wie viele andere.

Wir haben genug Schneider, um alle Mennoniten mit Kleidung zu versorgen, und unsere Mütter, Frauen und Schwestern brauchten nicht für Spottpreise Ballkleider für fraghafte Bälle der korupten Reichen zu nähen .Wir könnten zufriedenstellende, selbstproduzierte Seife und Schuhwichse an kauflustige Kunden befördern, und unsere jungen Leute brauchten nicht Ware von fraglichem Werte uninteressierten Bürgern aufbinden und trotz allem Aerger und aller Demütigung doch nur knapp der Regierungsmithilfe entwischen. Wir könnten unsern Weizen oder Mehl in Trucksendungen nach B. C. oder Ontario schicken und Obst zurückholen, und unsere jungen Leute hätten eine bessere Beschäftigung als „bommen". Wir könnten einen Laden in Winnipeg aufmachen, der alle Mennoniten der Stadt befriedidigen würde, und von dem sich die Landbevölkerung verschreiben könnte

wie von Eatons, der den lokalen mennonitischen Läden als „Wholesale" dienen könnte; und unsere erfahrenen jungen und alten Ladenbedienten brauchten ihre Familien nicht mit $20.00 pro Monat durchzuschleppen, oder Bedienung zu entrichten, die auf keiner Etik basiert, am allerwenigsten auf einer christlichen, mennonitischen, nicht Milchflaschendeckel mit falschem Datum auf veraltete Milch decken und dergleichen mehr. Und wenn zu Anfang nicht alles so klappen würde, wie's hier geschildert ist, so sehe ich doch keinen Grund vorhanden, warum wir nicht einen kleinen mennonitischen Dampfer längst der West- oder Ostküste Amerikas haben könnten und Kaffee usw. von brasilianischen Mennoniten zu holen und ihnen gewünschte Ware zuzuführen, usw.

Selbstverständlich könnte so ein Geschäft, wenn auch auf viel bescheidenerem Basis als oben angedeutet nur auf einer christlichen Solidarität beruhen. (Es ist hier keine große, geschlossene Ansiedlung gemeint; unsere Kraft liegt in unserer Zerstreuung, obzwar kleinere geschlossene Siedlungen wünschenswert wären und dann auch entstehen könnten und würden, aber niemals ein Mennostaat.) Auf eine Solidarität, die wir Mennoniten noch nur angedeutet haben in unsern rußländischen Kolonien, in den Staaten und in dem großen Auswanderungswerk. Diese kümmerlich sprießende Einigkeit, die bei uns gewöhnlich da aufhören will, sobald der Wagen aus dem größten Kot draußen ist, sollte von unsern Führern, nicht ihrer Ehre wegen, vom Selbstschutz schon gar nicht zu sprechen, zu einer sprießenden und fruchttragenden Pflanze entwickelt werden. Wenn sie unser Volk geschickt in die Schule nehmen, listig wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben, alle Kräfte, die in ihm schlummern, oder zum Teil schon geweckt sind, nährten, dann müßte etwas Großes und Gottgewolltes das Ergebnis sein.

Und nun zum Schluß nach allem was gesagt ist müssen wir doch zugeben, daß unsere Deutschtumsarbeit, die zu diesem Schreiben Veranlassung gegeben, wirklich nur ein Mittel ist. Deshalb können wir bei ihr nicht stehen bleiben. Wir müssen unser Ziel viel höher stellen: ein wohlhabendes, deutsches Gesamtmennonitentum, welches, mittels seines ehrlichen Wohlstandes und der verbindenden deutschen Sprache, sein mennonitisches Christentum aktiv, positiv ausleben kann, zum Segen, nicht nur aller Mennoniten, sondern aller andern, die mit ihm in Berührung kommen. Nicht ein Mennonitentum, das überall bei den weltlichen Regierungen betteln geht (1. Thess. 4, 11—12), sondern eines, das mit seinen, ihm von Gott verliehenen und zum größten Teil noch vorhandenen, Pfunden im gottgewollten Sinne wuchert.

Wollte Gott, es fänden sich die geeigneten Männer zusammen, um dieses Werk zu unternehmen, denn es ist nicht die Arbeit eines Einzelnen, sondern die eines soliden „Brain-Trustees", die Arbeit einer sehr weisen und selbstlosen Gruppe; darum noch einmal: Wollte Gott, sie fänden sich zusammen.

J. P. Dyck.

(Bote wird freundlichst gebeten zu kopieren, besonders nach dem Erscheinen des Artikels „Wie packen wir's an?" von Herrn W. Quiring.)

Beiträge

für die Mennonitische Lehranstalt zu Gretna, Man., erhalten seit dem 1. Juli 1935.

Jugendverein von Winipeg: $55.00; Whitewater Jugendverein: $6.40; Ungenannt: 2.00; J. Esau, Davis, Calif.: $5.00; Mädchenheim, Winnipeg: 4.50; Susie Heinrichs, Halbstadt: $1.00; Lena Jugendverein: $2.40; Jacob A. Thießen, Rosenfeld: $1.00; Glenlea Jugendverein: $8.00; Bergthaler Gemeinde, Gretna: $8.87; Anna Peters, Altona: 17.00; Bergthaler Gemeinde, St. Peters: 77 C.; Whitewater Gemeinde, Lena: $3.00; J. J. Janzen, Dominion City: $5.00; C. DeFehr, Winnipeg: $5.00; Ein Schulfreund: $20.00; Schönwieser Gem., Winnipeg: $20.00; Whitewater Gem., Whitewater: $4.40; Kirchengemeinde, Manitou: $4.00; Brüdergemeinde Steinbach: $4.31; Bergthaler Gem., Edenburg: $4.00. Total: $181.65.

Dankend bescheinigt den Empfang,
A. L. Friesen, Kassenführer.

Gehe mehr spazieren — es ist gesund von John L. Rice M. D. Gesundheitskommissar der Stadt New York

Der schwingende Schritt der Spaziergänger bringt viele Körpermuskeln in Bewegung; läßt den Spaziergänger tiefer atmen und beschleunigt die Blutzirkulation. Alles dies wirkt wie gesundheitsbringende Medizin für den Körper und die Tatsache, daß diese Körperbewegungen in der frischen Luft ausgeführt werden während die Umgebung durch das Weitergehen abwechselt u. auch die Gesichter, macht den Spaziergang zu einem wichtigen Förderer der Gesundheit.

Je flotter der Gang, je besser der Erfolg. Dies meint aber nicht, daß man jedes Mal, wenn man einen Spaziergang nimmt, seinen Rekord im Laufen verbessern muß; man wollte nur den Schritt aktiver machen. Man soll aus dem Spaziergang nur das herausholen, was man hineinlegt. Schreite aus, werfe die Schultern zurück und halte das Kinn hoch. Schwinge die Arme beim Spazierengehen. Das ist alles

Zu viele Leute vernachlässigen das Spazierengehen, sie fahren lieber, selbst wenn das Ziel nur einige Straßen entfernt ist. Ein Spaziergang nach dem Abendmahl ist gesünder, als das Ausruhen im gemütlichen Stuhl oder Sessel. Versuchen Sie es und überzeugen Sie sich, wieviel besser Sie die Abendmahlzeit verdauen, wenn Sie einen Spaziergang machen und wieviel lieber Sie die Zeitung nach dem Spaziergang lesen.

Ich schlage vor, daß Sie mindestens einen Teil des Weges nach der Arbeitsstelle zu Fuß zurücklegen. Beginnen Sie hier mit gleich morgen früh und fügen Sie jeden folgenden Morgen einige Straßenblöcke hinzu. Trotzdem, daß Sie einige Minuten eher aus dem Hause müssen bezahlt sich dieser Spaziergang. In der Mittagspause sollten Sie auch einige Straßengevierte gehen und nicht herumstehen. In guter Gesellschaft können Sie beides tun, spazierengehen und auch erzählen.

Nach einer Woche können Sie auch eine kleine Wandertour versuchen. Die erste Woche planen Sie eine kleine Wanderung und jede folgende Woche erweitern Sie die Wanderung. Wandern Sie aber niemals so weit, daß Sie ermüden. Der gesunde Menschenverstand sollte auch beim Spazierengehen u. Wandern angewandt werden. F.L.R.S.

Bekanntmachung.

Das Deutsche Konsulat weist auf folgende Paßbestimmungen hin, die Reisende nach Deutschland zu beachten und rechtzeitig zu erfüllen haben:

Reichsangehörige bedürfen sowohl zum Betreten wie zum Verlassen des Reichsgebiets eines Passes.

Reisepässe werden als Einzelpässe oder als Familienpässe ausgestellt. Kinder haben nach Erreichung des fünfzehnten Lebensjahres einen eigenen Paß zu führen. Die nachträgliche Aufnahme von Kindern unter 15 Jahren in einen Elternpaß kann nur auf Grund vorgelegten Geburtsscheins erfolgen.

Das im Paß anzubringende Lichtbild des Paßinhabers muß aus neuerer Zeit stammen. Die Gleichheit der dargestellten Person mit dem Paßbewerber muß zweifelsfrei zu erkennen sein. Für Familienpässe sind Gruppenbilder der Paßinhaber zulässig.

Deutsche Reisepässe werden in der Regel auf die Dauer von fünf Jahren ausgestellt. Eine Verlängerung über diesen Zeitraum hinaus ist nicht zulässig. Nach Ablauf der Gültigkeit eines solchen Passes ist vielmehr im Bedarfsfalle die Ausstellung eines neuen Passes zu beantragen. Formulare hierzu werden auf Ersuchen vom Konsulat zur Verfügung gestellt. Einem Antrag auf Erteilung eines neuen Passes sind beizufügen:

der bisherige Paß des Paßbewerbers,

zwei Paßphotographien und zwei Unterschriften von diesem,

sowie der zur Deckung von Gebühr und Porto erforderliche Betrag von zurzeit 1.45.

Die ferner erforderliche Erklärung, daß ein Austritt aus dem deutschen Staatsverband nicht erfolgt ist, auch Schritte zur Erlangung einer anderen Staatsangehörigkeit nicht unternommen worden sind, ist durch Paßbewerber, die nicht persönlich im Konsulat erscheinen können, vor einem öffentlichen Notar abzugeben. Dieser hat auch die Echtheit der Photographie zu bestätigen.

Reichsangehörige, denen ihr Paß verlorengegangen ist, müssen sich im Falle einer beabsichtigten Reise — unter Einreichung des vorgeschriebenen Antragsformulars, der Paßbilder, Unterschriften und der Paßgebühr — so rechtzeitig um einen Paß bewerben, daß genügend Zeit für eine Rückfrage in Deutschland vorhanden ist. In Fällen dieser Art hat das Konsulat zunächst eine Bestätigung der Behörde in der Heimat, die den in Verlust geratenen Paß seinerzeit ausgestellt hat, einzuholen.

Reisende, die das kanadische Bürgerrecht besitzen, erhalten ihren Reisepaß vom Department of External Affairs, Ottawa, Ont. Da britische Staatsangehörige zur Einreise nach Deutschland keinen deutschen Sichtvermerk benötigen, brauchen sie sich nicht an das Deutsche Konsulat zu wenden.

Dagegen haben Angehörige solcher Nationen, mit denen der Sichtvermerkszwang noch besteht bei beabsichtigter Reise nach oder durch Deutschland ihren ausländischen Paß dem Konsulat zwecks Erteilung eines deutschen Sichtvermerks vorzulegen.

Noch einmal: Die zehn Jungfrauen

(Von H. A. Mueller)

(1. Fortsetzung)

Wir sehen zwar immer wieder, wie sich Dinge vollziehen, die uns den Gedanken an die Nähe des Endes nahe legen, aber immer wieder nahmen die Dinge schließlich eine solche Wendung, daß wir uns sagen mußten, daß unsere eigenen Gedanken sehr verschieden von denen des Herrn sind und es uns geziemt, mit in die Worte des Apostels Paulus einzustimmen, wenn er schreibt (Röm. 11, 33—34): „Wie unausforschlich sind Seine Gerichte und unausspürbar Seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist Sein Mitberater gewesen?" Allerdings lesen wir am Schluß des Buches der Offenbarung die Worte aus dem Munde des Herrn: „Ich komme bald", aber das dort stehende griechische Wort „tachu" bedeutet eigentlich „schnell" oder „eilands" und besagt, daß, wenn Er kommt, dies einmal rasch geschehen werde, so daß Sein Kommen tatsächlich für Viele eine Ueberraschung bedeuten würde. Seit jene Worte niedergeschrieben worden, sind nun tatsächlich annähernd 2000 Jahre vergangen und Viele mag es heute geben, die bei sich so sprechen, wie es Petrus beschreibt: „Wo ist die Verheißung Seiner Ankunft? Denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt alles so, wie von Anfang der Schöpfung an." (2. Pet. 3, 4.) Indessen weist er selbst einige Verse weiter darauf hin, daß bei dem Herrn ein Tag ist wie 1000 Jahre und 1000 Jahre wie ein Tag.

Was mag uns nun veranlassen, anzunehmen, daß jener Ruf: „Siehe, der Bräutigam kommt! Gehet aus, Ihm entgegen!" Der Seinem Kommen vorangehen soll, schon erschollen sei? Wir müssen bei Beantwortung dieser Frage beachten, daß es sich da um Sein Kommen als **Bräutigam** handelt, welches die Kinder Gottes lange Zeit ganz aus den Augen verloren haben. Zu den Zeiten der Apostel war die Erwartung lebendig, inbetreff deren namentlich der Apostel Paulus, wie wir in den Thessalonicherbriefen sehen, bestimmte Offenbarungen erhielt. Allerdings war es den Gläubigen aus den Juden erst nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nach Christi Geburt möglich gewesen, ihre Hoffnung auf Sein Kommen zur Herstellung des Reiches Israel und Befreiung des Landes und Volkes von dem Joch der Römer völlig aufzugeben. Man denke nur daran, wie Er kurz vor Seinem Tode Seinen Einzug in Jerusalem auf einem Eselsfüllen reitend hielt, damit das erfüllend, was wir in Sach. 9 lesen, wo es heißt: „Frohlocke laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König wird zu dir kommen: gerecht und ein Retter ist Er, demütig und auf einem Esel reitend; und zwar auf einem Füllen, einem Jungen der Eselinnen" (V. 9). Und dann heißt es gleich im nächsten Verse weiter, als eine direkte Zusage von Gott: „Und Ich werde die Wagen ausrotten aus Ephraim und die Rosse aus Jerusalem, und der Kriegsbogen wird ausgerottet werden. Und Er (also der König) wird Frieden reden zu den Nationen; und Seine Herrschaft wird sein von Meer zu Meer (vom Mittelländischen Meer bis an die Enden der Erde)" (V. 10). Können wir uns nun über die Jünger des Herrn, sowohl jene, die es damals waren, als die, die es später, also erst nach Seiner Auferstehung und Himmelfahrt wirklich wurden, wundern, daß, wenn sie es wußten und zum Teil tatsächlich mit erlebt hatten, wie der erste Teil jener Weissagung des Propheten Sacharja sich auf's Genaueste erfüllt hatte, daß sie nun auch dessen gewiß waren, daß auch die andere Hälfte des durch den Propheten Vorausgesagten sicher und genau in Erfüllung gehen würde? Bis heute ist es nicht geschehen. Damit ist nicht gesagt, daß es überhaupt nicht geschehen wird, sondern nur, daß die Erfüllung aufgeschoben ist.

Wir können auf ähnliche Stellen hinweisen. In Luk. 2, 39 heißt es: „Und als sie alles vollendet hatten nach dem Gesetz des Herrn, kehrten sie nach Galiläa zurück in ihre Stadt Nazareth." Es ist hier von Joseph und Maria die Rede und dem, was sie 33 Tage nach der Geburt des Herrn Jesu im Tempel zu Jerusalem nach dem Gesetz zu tun hatten. Indessen geschah ihre Rückkehr nach Nazareth wenigstens ein Jahr später, nachdem sie vor dem König Herodes hatten nach Egypten fliehen müssen und sie nach dem Tode des Königs wieder in das Land Israel hatten kommen können. Dann erhielt Joseph im Traum eine Weisung von Gott, die ihn nach Galiläa und in die Stadt Nazareth führt (Matth. 2).

In Dan. 9 finden wir eine Weissagung, welche dem Propheten als Antwort auf sein Gebet durch den Engel Gabriel mitgeteilt wird. Daniel war über den Zustand seines Volkes, der Juden und des ganzen Volkes Israel bekümmert und das Los, welches sie um ihrer Sünden willen betroffen hatte, namentlich auch die Verwüstung der Stadt Jerusalem und des heiligen Tempels Gottes, und er legt ein reumütiges Bekenntnis ihrer Schuld vor Gott ab mit der Bitte, ihnen nun vergeben zu wollen. Veranlaßt wurde er dazu durch eine frühere, ihm bekannte Weissagung des Propheten Jeremia, durch die vorausgesagt war, daß die Züchtigung, die das Volk von Seiten Gottes getroffen hatte, 70 Jahre dauern würde. Diese 70 Jahre hatten mit dem Jahre, da Daniel so betete, ihr Ende erreicht. Es war dies das erste Jahr Darius, des Meders, als derselbe über das Reich der Chaldäer König geworden war, woran zu erkennen war, daß die Herrschaft der Könige von Babel und damit auch die Dauer jener 70 Jahre ihr Ende gefunden hatte. Nun erhält Daniel durch den Engel eine neue Weissagung, also lautend: „70 Wochen" (d. h. Wochen von Jahren) sind über dein Volk und über deine heilige Stadt bestimmt, um den Abfall zum Abschluß zu bringen und den Sünden ein Ende zu machen, und die Ungerechtigkeit zu sühnen, und eine ewige Gerechtigkeit einzuführen, und Gesicht und Propheten zu versiegeln und ein Allerheiligstes zu salben. So wisse nun und verstehe: Vom Ausgehen des Wortes, Jerusalem wiederherzustellen und zu bauen, bis auf den Messias, den Fürsten, sind 7 Wochen und 62 Wochen Straßen und Gräben werden wiederhergestellt und gebaut werden, und zwar in Drangsal der Zeiten. Und nach den 62 Wochen wird der Messias weggetan werden und nichts haben." (d. h. als Herrscher in dem Volk Israel, in der Stadt Jerusalem oder dem Lande Palästina). Und das Volk des kommenden Fürsten wird die Stadt und das Heiligtum zerstören." (Das Volk waren die Römer, der kommende Fürst ist das zukünftige Haupt des wiedererstandenen römischen Reiches), und sein (nämlich des Fürsten) Ende wird durch die überströmende Flut sein und bis ans Ende Krieg, Festbeschlossenes von Verwüstungen. Und er (nämlich jener kommende Fürst) wird einen festen Bund mit den Vielen (d. h. mit der Masse des jüdischen Volkes) schließen für eine Woche (eine Jahr-Woche, also 7 Jahre) und zur Hälfte der Woche (d. h. nach $3\frac{1}{2}$ Jahren) wird er Schlachtopfer und Speisopfer aufhören lassen und auf Flügeln der Greuel (d. h. vielleicht Greuelgötzen) wird ein Verwüster kommen und zwar bis Vernichtung und Festbeschlossenes über das Verwüstete (oder „den Verwüster") ausgegossen werden." Zu diesen letzten Worten finden wir eine Parallelstelle in Dan. 11, 31, wo von einem gottlosen König die Rede ist, von dem es da heißt, daß Streitkräfte von ihm dastehen werden: „und sie werden das Heiligtum, die Feste, entweihen, und werden das beständige Opfer abschaffen und den verwüstenden Greuel aufstellen." Dann heißt es von ihm in V. 32 weiter: „Und diejenigen, welche gottlos handeln gegen den Bund, wird er durch Schmeicheleien zum Abfall verleiten; eben das Volk, welches seinen Gott kennt, wird sich stark erweisen und handeln." usw., doch zeigt der ganze Zusammenhang, wenn man auch das Vorhergehende und Nachfolgende vergleicht: daß es sich um einen andern, nämlich den König Antiochus Epiphens von Syrien, handelt, dem das in Dan. 11 gezeichnete Bild entspricht, dessen Geschichte also schon der Vergangenheit angehört, der aber nicht ein Haupt des römischen Reiches war, vielmehr von den Römern bedrängt wurde, was die „Schiffe aus Chittim" V. 30 andeuten. Der König Antiochus Epiphems war ein Vorbild jenes Fürsten, der noch kommen soll, von dem übrigens in Dan. 11 vom 36 Verse an die Rede ist.

Daß die eigentliche Erfüllung dessen, was der Engel Gabriel dem Propheten Daniel über die letzte der 70 Jahr-Wochen und vor allem über die zweite Hälfte jener letzten Woche, der letzten $3\frac{1}{2}$ Jahre, zu sagen hatte, noch zukünftig ist, ist daraus zu ersehen, daß der Herr Jesus Selbst in Matth. 24, 15 von dem „Greuel der Verwüstung" spricht, von dem durch Daniel, den Propheten, geredet ist, der an heiligem Orte stehen würde. Die betreffende Stelle ist in 12, 10—11, wo ein in Leinen gekleideter Mann, der oben über dem Wasser des Tigris stand, die Worte spricht: „Von der Zeit an, da das beständige Opfer abgeschafft wird, und zwar, um den verwüstenden Greuel aufzustellen, sind 1290 Tage (also 30 Tage mehr als 1260 Tage) (Offb. 12, 6), der Hälfte der Drangsalswoche oder den 42 Monaten (Offb. 11, 2; 13, 5) oder „Eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit" (Dan. 12, 7; Offb. 12, 14). Alle diese hier eben angeführten Stellen beziehen sich auf die zweite Hälfte der Woche, während es anzunehmen ist, daß das Zeugnis der 2 Zeugen, von denen in Offb. 11, 3—13 die Rede ist, welches 1260 Tage dauert (V. 3), mit der ersten Hälfte der Woche zum Abschluß gekommen ist.

Bei aller solcher Betrachtung von Zeiten und Zeitpunkten befinden wir uns auf jüdischem Boden, und wir gehen irre, wenn wir darin etwas suchen, was die Gemeinde des Herrn in der Jetztzeit, die Braut oder das Weib des Lammes betrifft. Unsre jetzige Hoffnung ist eine himmlische. So nennt der Schreiber des Hebräerbriefes diejenigen, an welche er schreibt: „Heilige Brüder, Genossen der himmlischen Berufung, die ihr Heim und ihren Zufluchtsort droben haben, wo ihr Herr ist, und die dorthin zu bringen. Er persönlich mit gebietendem Zuruf herabkommen wird, nicht gewissermaßen mit einem Schlachtruf, als gelte es nun eine Schlacht zu schlagen, nein, der Abruf der Seinigen ist eine Sache, die nur die allein angeht, gerade wie nach der Vollbringung Seines Werkes hier auf Erden, nach Seiner Grablegung als Auferstandenen oder gen Himmel Fahrenden Ihn nur solche gesehen haben, die in persönlicher Verbindung der Herzen mit Ihm standen, und denen Er daher vom Himmel herab auch Seinen Geist senden konnte. Wie schwer es den Jüngern fiel, bei Seinem Abschied von ihnen, ihre sich auf die Erde beziehende Hoffnung aufzugeben, geht aus der Frage hervor, die sie noch im letzten Augenblick, als Er eben im Begriff war, hinauf zum Vater zu gehen, an Ihn richten: „Herr, stellst Du in dieser Zeit das Reich dem Israel wieder her?" Seine Antwort lautete: „Es ist nicht eure Sache, Zeit oder Zeiten zu wissen, die der Vater in Seine eigene Gewalt gesetzt hat." (Apg. 1, 6—7.)

(Fortsetzung folgt)

Waldstille und Weltleid.

Von Anna von Blomberg

(8. Fortsetzung)

Um Reggfields Lippen zuckte es, doch bezwang er die Lachlust und sprach mit tiefem Ernst: „Ich kann Ihrer Frau Mutter nicht recht geben; es gibt bevorzugte Menschenkinder, mit denen man vom ersten Augenblick an bekannt ist. Sie sind wie ein Wasserspiegel, auf den die Sonne scheint, daß man den klaren Grund tief unten erkennen kann."

„Das ist schön," sagte Serena; „ich habe noch keinen solchen Menschen gesehen."

Da lachte Reggfield wirklich. „Aber ich," entgegenete er.

So plauderten die beiden wie zwei harmlose, glückliche Kinder. Um sie herum regte sich leise das geheimnisvolle Leben des Waldes, es säuselte über ihnen in den schwanken Zweigen, es blickte sie an aus den sanften Augen eines Rehes, das vorsichtig heraustrat, und es tönte zu ihnen herab aus zwitschernden Vogelkehlen. Daß noch ein anderes geheimnisvolles Wesen, ein feines Knäblein mit Pfeil und Bogen, sein Augenmerk auf sie gerichtet hatte, gewahrten die beiden schönen Menschenkinder noch weniger, wie den glänzenden Käfer, der langsam an Reggfields Aermel hinaufkroch. Auch die warnende Stimme hörten sie nicht, die aus der Krone der Kreuzeiche zu ihnen herüber klang: „'s is', 's is', 's is' noch viel zu früh!"

Unterdessen eilte Frau Charlotte mit von Unruhe beflügelten Schritten heimwärts. Ihr war eingefallen, daß sie für den heutigen Tag den Bauer aus dem Dorfe bestellt hatte, um Abrechnung mit ihm zu halten, und daß er jedenfalls schon angelangt sei. Sie mußte fort, und Serena kam nicht zurück. Aber auf halbem Wege kam Maria ihr entgegen.

„Wo hast du denn gesteckt?" fragte die Mutter in erregterem Tone, als sie sonst mit ihrer ältesten Tochter zu sprechen pflegte.

Maria schwieg.

„Hast du wieder die ganze Zeit verträumt?" fuhr die Mutter fort. „Kind, das ist doch wirklich schrecklich."

„Der Bauer ist da," sagte Maria.

Frau Charlottes Stimmung wurde durch diese Nachricht nicht gebessert. „Geh und suche Serena," gebot sie; „sie läuft mit dem Grafen allein im Walde herum. Suche sie und sage ihr, sie solle sofort nach Hause kommen." Die letzten Worte sprach sie schon im Weitergehen. Als sie sich noch einmal umsah und Maria noch auf derselben Stelle erblickte, winkte sich ihr ungeduldig: „So beeile dich doch."

Aber Maria war heute nicht sehr gehorsam; langsam schritt sie vorwärts, immer zögernder, je näher sie dem Eichenplatz kam und je deutlicher sie die beiden fröhlichen Menschenstimmen unterscheiden konnte.

Als sie den Platz betrat, sah sie Reggfield und Serena einträchtig nebeneinander sitzen. Bei ihrem Erscheinen sprangen sie auf, und Serena rief: „Endlich kommst du!"

Maria winkte ihr und zog sie ein wenig beiseite. „Mama schickt mich; du sollst augenblicklich nach Hause kommen."

Reggfield konnte die geflüsterten Worte nicht verstehen. Er sah nur Serenas Erschrecken, und eine finstere Falte bildete sich auf seiner Stirn. „Wenn Sie die Trägerin einer unliebsamen Botschaft sind," sprach er lau,t „so muß ich bitten, sie an mich auszurichten; denn ich bin es gewesen, der Fräulein Serena sehr gegen ihren Willen hier zurückgehalten hat."

Einen Augenblick schwieg Maria, dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ob sie die Bitte meiner Mutter, mir nach Hause zu folgen, für eine unlieb ame Botschaft halten."

Reggfield antwortete nur mit einer Verbeugung, und hierauf traten sie alle drei den Heimweg an. Der junge Graf ging, als sei das jetzt selbstverständlich, immer an Serenas Seite, und wo der Weg zu schmal wurde, ging er dicht hinter ihr. Seiner liebenswürdigen Unterhaltung gelang es, den bangen Ausdruck von dem Antlitz der Kleinen zu verscheuchen, aber es gelang ihr nicht mehr, den rosigen Schimmer auf Marias Wangen zu locken, den er doch früher einige Male bemerkt hatte. Ruhig und ernst ging sie dahin, mit unbeweglichen Zügen. „Wie eine Sphinx", dachte Reggfield voll heimlichen Zürnens, und er beachtete sie fortan noch weniger, als bisher.

Bei der Abendmahlzeit richtete er zum ersten Male wieder das Wort an sie, da sie seine Nachbarin war. „Sie und Ihr Fräulein Schwester werden nachher wieder singen, nicht wahr?" fragte er. „Oft habe ich an Ihr Lied gedacht und an Ihre leis- verständnisvolle Begleitung. Auch ich treibe Musik; das Instrument welches ich spiele, ist das Violoncell. Nun passiert es mir oft, daß mich Damen begleiten wollen, die von dem Geiste der Musik nicht mehr verstehen, als eine miauende Katze. Dann habe ich sehnsüchtig an Sie gedacht und daran, wie schön es sein müßte, einmal mit Ihnen spielen zu können."

Doch, da war er wieder, der rosige Hauch auf den Wangen der stillen Maid, und obgleich Reggfield ihr im Ganzen nicht viel Teilnahme schenkte, reizte es ihn doch, zu wissen, ob die Erscheinung ein Zeichen des Beifalls oder des Ablehnens sei. Er fuhr fort: „Das Cello ist zwar etwas schwer zu transportieren, aber da ich ja das nächste Mal auf längere Zeit in Ihr Haus komme, werde ich mir erlauben, es mitzubringen."

„Sie kommen wieder, Herr Graf?" fragte Maria.

„Ja, in etwa drei Wochen; Ihr Vater hat mich zur Jagd eingeladen." Als Maria keine Antwort gab, fragte er leise: „Ist es Ihnen nicht recht?"

„Warum sollte es mir nicht recht sein?" fragte sie dagegen.

„Eben das möchte ich von Ihnen erfahren", antwortete er und sah sie scharf an.

Sie senkte den Blick und schwieg. In derselben Minute gab Frau Charlotte das Zeichen zum Aufstehen, und so entging Maria weiteren Fragen.

Die beiden Schwestern hatten ihr Helferamt im Haushalt wochenweise zu versehen. Serena war an der Reihe, und darum mußte sie jetzt zurückbleiben, als die Familie sich in das Wohnzimmer begab, um den Rest des Abends zu verbringen.

Der Oberförster ging, um für sich und seinen Gast Zeitungen zu holen. Da es im Nebenzimmer dunkel war, ließ er die Tür hinter sich offen.

Nach einer Weile bemerkte Frau Charlotte: „Es zieht, irgendwo muß ein Fenster offen sein."

„Ich werde nachsehen", sagte Maria, stand auf und ging hinaus. Aber sie kam nicht wieder.

Staat ihrer erschien Marianne, die Köchin, an der Tür und winkte der Hausfrau. Letztere schwankte ein wenig, ob sie den Gast allein lassen dürfe, erhob sich dann aber doch und, indem sie zu Reggfield sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Graf, mein Mann und meine Tochter kommen wohl gleich zurück", verließ auch sie das Zimmer.

Jedoch weder der Oberförster noch Maria kehrten wieder. Reggfield saß eine Zeitlang mit gekreuzten Armen und betrachtete die Bilder an den Wänden. Eine einsame Fliege summte um die Lampe, angelockt vom trügerischen Lichte. Sie wagte sich immer näher und flog sogar unter die Glocke, bis sie zuletzt mit verbrannten Flügeln auf den Tisch niederfiel. „Das kommt vom Vorwitz", sagte Reggfield, indem er das arme Tier vollends tötete. Dann versank er wieder in Gedanken. Endlich dachte er: „Wenn doch die kleine Serena käme!" Aber er hatte es laut gedacht, und nun fand er das Warten sehr unangenehm. Darum stand er auf, ergriff die Lampe und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, wo denn der Oberförster geblieben sei. Als das Licht in den dunklen Raum fiel, sah er eine am Fenster stehende Gestalt sich umwenden und erschrocken zusammenzucken.

„Fräulein Maria!" rief er. „Warum stehen Sie hier im Finstern? warum sind Sie nicht zurückgekehrt?"

„Ich habe aus dem Fenster gesehen", antwortete sie stockend.

Reggfield stellte die Lambe auf den nächsten Tisch und trat an Marias Seite. „Ist es denn so schön draußen?" fragte er.

Obwohl man jetzt in den beleuchteten Schieben nichts anderes entdecken konnte, als sein eignes Bild, so sah Maria doch mit unverminderter Aufmerksamkeit hinein.

Plötzlich und ohne jede Einleitung unterbrach Reggfield das hierdurch entstandene Schweigen mit der Frage: „Was habe ich Ihnen denn zu Leide getan, daß Sie die Aussicht auf mein Wiederkommen so verdrießt?"

„Sie verdrießt mich nicht", antwortete Maria.

„O", erwiderte er, „halten Sie mich für blind?"

Maria zog an der hangenden Schnur und ließ den Vorhang über das Fenster herabrollen. „Wir sollten doch lieber in das Wohnzimmer gehen", schlug sie vor, „meine Eltern müssen ja sogleich zurückkommen."

Reggfield zögerte. „So möchte ich mich nicht gern abweisen lassen", sagte er. „Ich liebe es nicht, unangenehme Tatsachen totzuschweigen, anstatt sie zu erörtern."

„Was soll ich Ihnen erörtern, Herr Graf?" fragte Maria.

„Womit ich Sie beleidigt habe."

„Sie haben mich nicht beleidigt."

„Um so schlimmer, mein Fräulein," sagte er; „dann muß ich annehmen, daß meine gesamte Persönlichkeit Ihnen zuwider ist, da Sie Ihre Abneigung nicht einmal motivieren können."

Maria hielt noch immer das Ende der Rouleauschnur in der Hand und rollte es in nervöser Hast auf und nieder.

Finster blickte Reggfield auf sie herab. Wohl sah er, daß er sie quälte, aber ihn, der bisher von dem weiblichen Geschlecht so verwöhnt worden war, ärgerte es unbeschreiblich, hier auf einen Widerstand gegen den ihm wohl bekannten Zauber seiner Persönlichkeit zu stoßen. „Sprechen Sie sich doch aus", rief er, als sie beharrlich schwieg: „Ich werde Ihnen nichts übel nehmen."

„Ich wüßte auch nicht", begann Maria ,dann stockte sie.

„Was wissen Sie nicht?" fragte er.

„Sie tun mir bitter unrecht", murmelte sie.

„Inwiefern? weil ich Sie bitte, mir eine unangenehme Wahrheit zu sagen?"

„Wie kann ich Ihnen sagen —" begann Maria abermals, und wieder stockte sie.

„So brechen Sie doch nicht immer mitten im Satze ab," rief er, unfähig, seine gereizte Stimmung länger zu beherrschen. „Warum können Sie mir nicht sagen, daß Sie mich lieber gehen als kommen sehen? Ich weiß es jetzt ohnehin." Er ging heftig einigemal im Zimmer auf und ab, dann kam er zurück und stellte sich ihr gegenüber. „Sie tun mir bitter unrecht", sagte er ruhiger, „daß Sie mich aus dem Hause vertreiben wollen, in dem mir zum ersten Male wohl und heimatlich zumute ward."

„Haben Sie denn keine Heimat mehr?" fragte Maria.

Ein seltsamer Schatten flog über seine ausdrucksvollen Züge. „Nein", antwortete er kurz, „ich habe weder Eltern noch Heimat."

„Keine Eltern," wiederholte sie.

„Sie sind tot," sagte er, „sie starben, als ich vier Jahre alt war, und das Stück Erde, welches ich meine Heimat nennen sollte, ist mir verhaßt." (Fortsetzung folgt).

Todesnachricht.

Steinbach, Man.

Zwei recht wichtige Sterbefälle sind von hier im Laufe dieses Monats zu berichten. Hier im Dorfe starb Peter C. Töws am 7. im Alter von etwa 61 Jahren, nachdem er an 3 Wochen fest zu Bett hilflos gelegen, vom Schlag gerührt.. Leidend war der Verstorbene wohl schon seit 10 Jahren, doch ging er noch teilweise seiner Beschäftigung nach. Vor etwa 4 Jahren wollte auch das nicht mehr gut gehen, weil seine Beine zu sehr geschwächt waren und nur im schleppendem Tempo konnte er die meisten seiner Gänge machen.

Der andere Sterbefall betrifft die Familie Johann Koopen bei Prairie Rose. Ohm Koop war einer von den Pionieren der Ostreserve und hat den größten Teil seiner Wirtschaftsjahre im Dörfchen Neuanlage, oft von Bergthal, zugebracht. Seine letzte Stunde schlug Sonntag, den 13., 4 Uhr des Morgens. Der Verstorbene war ein treues Glied der Kleingemeinde und in seiner Umgebung als ein lieber Nachbar bekannt. Nebst Ackerbau und Viehzucht interessierte er sich auch sehr für Obstgärtnerei, wie die Ueberreste in seinem einstigen Garten in Neuanlage noch beweisen. Ihm war es so, ohne Obst dürften wir hier im Norden nicht sein, es fehle nur an der richtigen Bearbeitung und Lust zum Werk. Von seinen Söhnen ist wohl Jakob B. Koop bei Hochstadt, der gleich seinem Vater an praktische Obstgärtnerei glaubt, denn er hat besonders mit veredelten Erdbeeren bisher guten Erfolg.

Hier noch ein Wort an unseren Kuriositätensammler. Also in meinen Mitteilungen war es die „Sterbeliste". Ich denke, die Leser werden allgemein wohl begriffen haben, wie es damit gemeint war. Ich weiß und wußte übrigens selber, daß der richtige Wortlaut hätte „Liste der Verstorbenen" sein sollen, doch bei der angespannten Zeitklemme dreht man oft kurz um die Ecke, so das Gramatik und Orthographie hinten vom Wagen fallen. Wenn wir schon von Kuriositäten sprechen, so möchte ich auch noch einen nennen, und daß ist der Name des Kritikers. Vor 1923 hatten wir solche und ähnliche Ersatznamen nicht so viel, es gab wohl „Korr.", „Leser" usw., aber ganz so kurios waren sie nicht.

G. G. K.

Plum Coulee, Man.

Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen, meine Gattin von hier zu nehmen. Den 11. Oktober, Viertel vor 10 Uhr abends schlug ihre Erlösungsstunde. Die Begräbnisfeier fand am 14. Oktober statt.

Sie litt an der Zuckerkrankheit. Den 6. September brachten wir sie ins Concordia Hospital, Winnipeg, wo sie sehr gute Pflege empfing. Wir danken den Schwestern, meine Frau hat wiederholt von ihnen gesprochen, wie gut sie alle zu ihr gewesen sind. Der Herr wird es Euch lohnen.

Den 15. September holte ich sie wieder Heim, weil die Pflege scheint so erfolglos war. Sie hatte einen sehr schlimmen Fuß, hatte Brand daran und litt große Schmerzen, die nur durch das vom Arzte verordnete Morphium gelindert konnten werden, so daß sie im Stande war zu schlafen. In der letzten Woche ihres Leidens verließen sie die Schmerzen, sie fühlte aber nicht wohl. Sie starb im Glauben an Jesum, und hatte einen sanften Tod.

Sie ist alt geworden 61 Jahre und 17 Tage. Wir kamen im Jahre 1906 aus Rußland, Fürstenland, nach Canada.

Gruß an alle, die dies lesen,

Heinrich Dück.

Manitou, Man.

Allen Freunden und Bekannten bringe ich mit traurigem Herzen die Nachricht, daß meine liebe Gattin Greta Friesen, geborene Tschetter, den 26. Sept. ein Viertel vor Elf Uhr abends, gestorben ist. Sie wurde den 17. Sept. krank. Am 18. phonte ich den Arzt auf. Er sagte, es sei Fluh; sie hatte auch große Schmerzen im Magen und konnte nichts essen, nur viel trinken. Am 24. des Nachts wurde sie mit großen Umständen von einem Söhnchen entbunden. Die erste Frage war: „Lebt das Kind?" Auf unsere Bejahung war sie sehr froh und wurde ganz munter bis zum 26. Sept. auf Mittag, da wurde sie sehr krank, obzwar der Arzt auch sein Möglichstes tat, konnte er ihr doch nicht das Leben erhalten. Obzwar sehr betrübt, will ich mich doch fügen und sehe es an als vom Herrn. Sie ist selig gestorben; die Engel hatten ihre Hände und sie sagte, ein schöner Wagen komme sie abholen. Sie war bei vollem Bewußtsein bis zu ihrem Tode. Ich kann es fast nicht begreifen, daß sie mir so schnell genommen ist worden. Nur etwas über 2 Jahre haben wir Freude und Leid teilen dürfen. Sie ist alt geworden 26 Jahre, 2 Monate und 26 Tage. Sie hinterläßt drei Schwestern und einen Bruder. Eine Schwester konnte ihrem Begräbnis beiwohnen, die andern zwei sind noch in Rußland. Das kleine Söhnchen habe ich einstweilen meiner Mutter übergeben.

Sie wurde geboren in Steinau im Jahre 1909, den 1. Juli. Von da ging sie mit ihren Eltern im Jahre 1917 nach Neuhorst, wo sie in der schlechten Zeit vertrieben wurde, so daß sie 1919 nach Neuendorf flüchteten, wo ihre Mutter und mehrere Geschwister am Typhus starben. Hier bekam sie auch ihre zweite Mutter, die gegenwärtig hier in Roundledge, Man., bei ihren Kindern wohnt. Sie kamen 1923 nach Canada. Hier hat meine Frau viel gedient, auch in Winnipeg, so daß sie viele Freunde und Bekannten hat; dieen diene dies zur Kenntnis.

Das Begräbnis fand am 29. September, in Manitou, im Versammlungshause statt. Ehe wir uns zum Versammlungshause begaben, wurden noch zwei Lieder gesungen und wurde gebetet. Es waren recht viele erschienen, um d. Feier beizuwohnen.

Man sang „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?". Zur Einleitung wurde Ebr. 13, 14 verlesen und der Ortsprediger G. Neufeld hatte den Text nach Joh. 11, 17—44, als Begräbnispredigt. Hierauf wurde das Lied Nr. 693 aus Glaubensstimme gesungen und gebetet..

Auf dem Kirchhofe wurde noch das Lied Nr. 154 aus Heimatklänge gesungen und 1. Kor. 15 verlesen, worauf das Schlußgebet folgte.

Der trauernde Gatte

Johann J. Friesen.

Foxwarren, Man.

Bringe hiermit allen Verwandten und Bekannten die Nachricht, daß unsere liebe Schwester Justina Plett, geborene Bergen, von Fürstenwerder in Südrußland, in einem Russendorfe im Kaukasus, Tereckgebiet geboren, nicht mehr unter den Lebenden ist. Sie hat auch ein sehr schweres Leben hinter sich. Oft hat sie große Angst ausstehen müssen wegen ihres Mannes Leben. Er ist oft in Versteck gewesen, weit ab in der Krim, und somit ein getrenntes Leben gehabt, und wie oft sie gehungert hat und sich mit ihren Kindern hat müssen herumstoßen, ist unbekannt. Nun ruht sie nach all dem schweren Leiden bis zum Auferstehungsmorgen.

Ich lasse Schwager Gerhard Pletts Brief folgen:

Liebe Geschwister!

Meine liebe Justa lebt nicht mehr. Wir bitten Euch, an unserer Trauer teilzunehmen. Sie starb den 10. August an Kopfschmerzen. Sie war so eine Woche krank, die letzten drei Tage waren sehr schwer. Mit dem Tode rang sie von 7 Uhr abends bis 11 Uhr nachts, meistens bewußtlos und konnte nichts sagen, sie stöhnte nur. Am 11. August haben wir Justina in einem russischen Dorfe in gelber Erde begraben. Wir waren ganz unter uns, Anna und Tina zogen sie an, Gerhard und Just gruben das Grab, dann kam noch ein Mann mit Frau zum Begräbnisse; der Mann sagte etliche Lieder vor, ich betete und las uns 1. Thess. 4, 13—18. Wir wollen weinen um unsere Mama, sie ist es wert, aber nicht ohne Hoffnung und mit einem Wiedersehen wollen wir uns trösten.

Ich möchte gerne, daß alle unsere Geschwister es wissen möchten. Würde es nicht zu machen sein, wenn Ihr es in der Rundschau bekannt macht. Es waren doch mehrere Freunde, die Justina von Herzen liebten, wie Heinrich Görzen, Heinrich Willms usw. Ich habe an meinen Bruder Peter Plett geschrieben, bekam aber keine Antwort.

Verbleibe Euer Schwager

Gerh. Plett samt Kindern.

Die Schwester hinterläßt ihren Gatten mit 7 Kindern, und 5 Schwestern, 3 hier und 2 dort.

Die trauernden Gechwister,

Johann und Maria Driedger.

Johann Dav. Klassen. †

Allen werten Freunden und Bekannten teile ich mit, daß unser lieber Vater am 6. Mai d. J. in die ewige Ruhe eingegangen ist. Ein arbeitsreiches Leben ist damit abgeschlossen.

Die Altkolonier kennen ja den ehemaligen Baumeister vieler Häuser und Fabrikanten von Getreideputzmühlen und anderen landwirtschaftlichen Maschinen. Zuletzt hat er sein Leben müh,am gefristet in viel Entbehrung und Not. Seine Hauptaufgabe sah er darin, einmal in der Stille seines Kämmerleins für all die Bedrängten und Irrenden zu beten, dann aber auch überall in die Häuser hineinzuschauen, wo Menschen des Trostes bedürftig waren. Seiner Zeit schrieb er mir, er fühle sich dankbar, in einer Zeit leben zu dürfen, in der so viele Menschen der Fürbitte bedürften. Seine Regel war: „Scheltet nicht über Rußland, betet vielmehr!" Das hat er selber denn auch fleißig getan, bei Tag und oft auch bei Nacht. Noch zwei Wochen vor seinem Tode hat er als 74jähriger mehrere Dörfer besucht, etwa 60 Klm. zu Fuß zurückgelegt. Seine Losung war: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist. . ." Wohl für jeden, der ihm begegnete, hatte er doch immer ein Wort von Jesus. Viele konnte er noch in der letzten Zeit mit seinem Glauben aufrichten. Wie mein Bruder schreibt, ist sein Heimgang ein Triumpf gewesen.

Elf Kinder (8 in Rußland, 2 in Ontario, Canada und 1 in Brasilien), sowie viele Enkel und Urenkel bewahren das Bild des Vaters im Herzen.

Dietrich Klassen.

Box 301, Beamsville, Ont.

Gesellschaftsleben

Bibliotheken.

Darunter versteht man eine größere oder geringere Anzahl von Büchern, die mit mehr oder weniger System zusammengestellt und geordnet sind. Das geschieht von Privatpersonen für sich ihre Familienangehörigen oder von kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden, Vereinen, Sonntags-Schulen und von Gruppen, die sich freiwillig zu diesem Zweck vereinigen.

Wer auch nur ein wenig eine Ahnung von dem Wert dem Einfluß guten Lesestoffes hat, sollte nach Kräften danach streben, für sich und die Seinen dieses Segens teilhaftig zu werden. Als ich noch ein kleiner Knabe war, verkehrte in unserm Hause auch ein Großvater, ein armer Mann, er war Zimmermann u. solche Leute verdienten damals sehr lange nicht so viel wie gegenwärtig in Amerika. Dieser hatte sich allmählich eine ansehnliche Bibliothek angeschafft. Wenn er dann aus der Politik oder Weltgeschichte usw. erzählte, saß ich an der Tür und hörte mit dem größten Interesse zu. Wenn nun ein christlicher und auf höhere Ziele gerichteter Mensch sich rechnet, was manche für Rauchen u. andere unnötige Dinge ausgeben, u. dieses nun für gute Bücher ausgeben wollte, so würden sich wohl in den meisten Fällen die nötigen Mittel dazu finden lassen.

Viele Gründe sprechen dafür, daß man außer einer guten Haus-

bibliothek auch gemeinsame (öffentliche) Bibliotheken gründen sollte. Es liegt schon an und für sich in dem Zusammenarbeiten für gute Zwecke ein Segen. Oft hat der einzelne so sehr mit knappen Verhältnissen zu kämpfen, daß er unmöglich alles das was er oder seine Familie lesen sollte, selbst kaufen kann. Wenn dann 20 oder 50 oder noch mehr oder auch weniger zusammengehen, so können sie sich schon etwas leisten Sie können dann auch armen Personen oder solchen, die noch nicht das nötige Verständnis für guten Lesestoff haben, manches zukommen lassen. Das ist Wohltätigkeit und Mission zugleich. Ein gutes christlich anregendes und aufklärendes Buch im Wert von ungefähr einem Dollar kommt in nur 20 verschiedene Häuser. Kann es eine billigere Mission geben?

Sehr wichtig ist daß solche Bibliotheken richtig zusammengestellt werden. Dazu gehört Verständnis, Urteilsfähigkeit, immerhin ein gewisser Grad von Belesenheit. Doch das genügt noch nicht. Wir gläubigen Christen lassen uns nicht hauptsächlich vom Standpunkt der Aesthetik (Kunst) leiten. Manche mit großem Talent geschriebenen Schriften sind überzuckertes Gift. Viele Schriften die klassisch heißen, sind deshalb nicht alle Schriften, die von großen Lehrervereinigungen empfohlen werden, sind prüfungslos anzunehmen. Unsere Bibliotheken sollten vorwiegend einen christlichen Charakter tragen, sie sollten vom Geist Christi sein. Damit ist nicht gesagt, daß jedes einzelne Buch einen christlichen Anstrich haben muß Z. B. geographisische Reisewerke dürfen getrost aufgenommen werden. Aber die Bücher dürfen nicht von Christo abführen oder unsere christlichen Gefühle verletzen. Gut ist es in vielen Fällen urteilsfähige christlche Personen bei der Bücherwahl zu befragen.

Bibliotheken müssen mt shrdluet Bibliotheken müssen mit ihrem Inhalt immer „auf dem Laufenden" bleiben. Jedes Jahr erscheinen viele neue Bücher. Da gilt es, sich die besten auswählen und anschaffen. Ohne das Lesen solcher Neuerscheinungen können wir zum großen Teil die gegenwärtige Zeit nicht gut verstehen, nicht die Zeichen der Zeit prüfen.

Es sollten auch Sonder-Bibliotheken gegründet und weitergeführt werden. Die Gemeinde sollte für eine gute Prediger Bibliothek sorgen, sie finanzieren. Wie ein Handwerker ohne Werkzeug nicht gut arbeiten kann, so auch nicht ein Prediger ohne Hilfsmittel. Aehnlich auch für die S. S. Lehrer.

Auf die Kinder und die heranwachsende Jugend sollte besonders Rücksicht genommen werden. Es gibt passende Bücher apart für Jünglinge und Jungfrauen.

Es gibt verschiedene Zweige d-r Arbeit auch der Missionsarbeit. Eine der wichtigsten solcher Arbeiten, an dem wir und unsere Familien auch vollen Segesanteil haben dürfen ist die Einführung christlicher und allgemeinbildender guter Schriften in unsere Häuser und unsere Umgebung.

Daß vor allem die Bibel nicht fehlen darf sehen wir wohl alle als selbstverständlich an.

Jeder Bibelleser oder Forscher braucht notwendig auch eine Konkordanz. Für den gewöhnlichen Mann, der auch mit dem Geld rechnen muß ist wohl die Bremer Bibl. Handkonkordanz die passendste. So kann er alle Schriftstellen leicht nachschlagen z. B. auch, die sich auf einen Gegenstand beziehen. $2.25 vortofrei.

Eine kurzgefaßte Bibelerklärung sollte auch in jedem Hause sein. Der Herr hat immer seine Werkzeuge gehabt, die es verstanden das Bibelwort, ähnlich wie ein Philister. Ap. Gesch. 8, unserm Verständnis nahe zu bringen. Die einfachste und billigste ist die Stuttgarter Jubiläums bibel.

Von hervorragendster Bedeutung für das christliche Haus ist ferner eine gründliche Kirchengeschichte. Das ist direkt die Fortsetzung der Apostelgeschichte. Sehr emfehlenswert ist „Oehninger," Geschichte des Christentums.

Lebensbeschreibungen hervorragender Männer, u. Frauen, die Großes im Werk des Herrn getan, wie Dr. Bädeker, „Ein Bote des Königs" 1.40, Gesra Müller, Hudson Tailor sind besonders zu empfelen

Hat Gott aufgehört, sich zu offenbaren oder große Taten zu wirken?

Das Evangelium ist zwar grundlegend für alle Zeiten, doch jedem folgenden Geschlecht ist das anheimgestellt, die entsprechende Beleuchtung und Anwendung auf die biblischen Grundlinien zu geben. Und mit der Zeit des herannahenden Endes gibt Er auch mehr Klarheit und Verständnis.

An uns aber ist es, das, was Gott gegeben hat oder gibt, anzunehmen auf uns wirken zu lassen und durch uns auch andern davon mitzuteilen.

A. Kr.

Spendeliste.

Folgende Spenden an Naturalien sind im Krankenhause Concordia vom 1. August bis zum 23. Oktober d. J. eingegangen:

Ungenannt: Gemüse; M. Hamm, Elie: Rahm; Joh. Braun, Morris: Rahm und Butter; J. Dick, Rivergenannt: Hühner, Gemüse, Hühnerville: 3 Hühner, 1 Kasten Eier; Unfutter u. a.; A. A. Wiens. Chortitz: Kartoffeln; P. K. Dörksen, St. Anne: 1 Sack Gurken; Von der Siedlergruppe zu Glenlea: Hühner, Eier, Rahm, Buttermilch, Schmalz u. a.: C. C. Fehr, Rosenfeld: Gemüse; J. Morris: Gurken; P. Friesen, Marquette: 2½ Säcke Bohnen; Ungenannt: Gurken; Ungenannt: Gemüse; B. Frö'e, Tomkins, Sask.: 5 Windeln und 1 Jäckchen; A. Barg, Glenlea: Rahm und Gurken; J. Neufeld, Glenlea: Rahm und Gurken; J. Warkentin, Prairie Grave: Gurken; A. Dick, Elie: Gemüse; A. Friesen, Lowe Farm: 1 Sack Kartoffeln; A. De-Fehr, Kildonan: Himmbeeren und Gemüse; Frau Siemens, Kildonan: Gemüse und Blumen; J. Unger, Halbstadt: Gemüse; Ungenannt: 3½ Gall. Rahm; J. J. Rempel, Grünthal: Tomaten und Rahm; A. Unger, Halbstadt: 4 Hühner; W. Klassen, Elie: 24 Eimerchen Honig; J. Friesen, Glenlea: Milch und Rahm; A. Wiens, Chortitz: Rahm und Bohnen; Frau P. Dick, Domain: Rahm und Butter; J. Friesen, Glenlea: Eier und Schmalz; Gebr. Töws, Riverville: Kartoffeln u. a. Gemüse; D. Bräul, Arnaud: 1 Sack Kartoffeln; J. Warkentin, Marquette: 1 Sack Kartoffeln, ein Sack Mohrrüben und 1 Kasten Tomaten; J. Friesen, Glenla: Milch und Eier; D. Klassen, Winkler: Wassermelonen und Tomaten; Gebr. Töws, Riverville: 30 Pf. Honig; G. Braun, Starbuck: 1 Sack Hühnerfutter; A. Thießen, Marquette: Gemüse; Ungenannt: Rahm, Honig und Hühner; J. Krüger, Glenlea: 1 Henne und Buttermilch; J. Rogalsky, Glenlea: Rahm; J. Epp, Glenlea: Rahm, Wassermelonen und Gemüse; J. J. Rempel, Grünthal: Wassermelonen und Gemüse; P. Rempel, Grünthal: omaten; Friesen und Driediger, Marquette: Tomaten, Zwiebeln, Rüben und Rahm; A. Neufeld, Springstein: Gemüse; Ungenannt, La Salle: 1 Sack Kartoffeln; Ungenannt, La Salle: 1 Sack Kartoffeln; J. Friesen, Grünthal: 4 Gläser Obst, Gemüse und Tomaten; Alfred Mann: 3 Säcke Kartoffeln; A. Neufeld, Springstein: 3 Hühner; D. Klassen, Gretna: 2 Säkke Kartoffeln; A. Rogalsky, Glenlea, Kartoffeln und Seife; J. Friesen, Grünthal: 1 Gall. Butter; Heinr. Gerber, Grand Point: 40 Eier und 8 Gall. Milch; Hoas, Pigeon Lake, 1 Glas Rahm und 1 Korb Tomaten; G. Braun, Starbuck: 1 Sack Hühnerfutter; Ungenannt: Kartoffeln, Kraut und Rüben; J. Braun, Riverville: Kartoffeln und Gemüse; A. Warkentin, Arnaud: 5 Dutz. Eier und Gemüse; Ungenannt: 20 Pf. Honig; A. Dick, Newton-Siding: 20 Pf. Honig und ½ Kalb; Fr. Wiens, Glenlea: Bohnen; J. Wiens, Glenlea: Gelbe Rüben; J. Friesen, Grünthal: Tomaten und Kartoffeln; P. Pries, Winnipeg: Bohnen u. a. Gemüse; Ungenannt: Bohnen; Durch A. Wiens, Chortitz, von verschiedenen Freunden: 1 Dutz. Gläser mit Frucht und Gemüse; Ungenannt: Gemüse; G. Fast, Glenlea: Rahm; J. Becker, Marquette: 1 Sack Kartoffeln; J. P. Friesen, Landmark: Honig; Ungenannt: Rahm; Durch A. Neufeld, Springstein: 3½ Gall. Rahm, 1 Ente, 6 Dutz. Eier und Honig; J. E., Glenlea: 2 Torten und Rahm; Ungenannt: Butter; Wilh. Reimer, Chortitz: 2 Gläser Pflaumen, Bohnen und Zwiebeln; W. Kätler, Arnaud: 1 Kasten Eier; Durch Frau B. Klassen, Stonewall: mehrere Mehlsäcke; durch Frau Regehr, Arnaud: mehrerere Mehlsäcke.

Den lieben Spendern unsern innigsten Dank und ein „Vergelts Gott",

Die Verwaltung.

Freunde gesucht.

Möchte gerne durch die Rundschau die Adresse von Herrn Gerhard Lehn und Isaak Driediger erfahren. Beide sind von Rußland, aus dem Dorfe Leonidowka (Nr. 3), Bachmuter Kreis, Postamt New York, eingewandert im Jahre 1926.

Sollten betreffende Personen dieses lesen, dann bitte, schickt mir Eure Adresse! Im Voraus dankt Ihnen Ihr Freund

Peter Schellenberg.
Box 11, East Coulee, Alta.

Adressenveränderung.

Rev. P. Kornelsen, früher 365 Pacific Ave., jetzt 450 McDermot Ave., Winnipeg, Phone 21 944.

Santa Maria, Calif.

Wir befinden uns noch immer in diesem schönen Tale, nahe dem Pazifischen Ozean und fühlen recht gut, ob dem angenehmen Klima. Oft fehlt es an solchen Orten mehr an Verdienstmöglichkeiten. Aber bis soweit war solches nicht so sehr bemerkbar. Einmal brach ein Streik aus, als die Kartoffelernte da war, der einige Wochen anhielt. Man fühlte recht leicht, als der beigelegt war. Jetzt fängt man an, die zur Saat bestimmten Kartoffeln zu ernten. Der Ertrag ist gut und der Preis auch wohl doppelt so hoch, als für andere.

Mit den Oelbrunnen kommt man immer näher. In diesen Tagen zeigte sich ein neuer Turm etwa 4 Meilen ost von der Stadt. Kürzlich waren wir bei den Bohnendreschern und hielten bei diesem neuen Oelbrunnen an. Wie da aber gearbeitet wird und wie schnell! Bei den Bohnenwagen sahen wir, daß jeder Wagen ein Netz unter der Ladung hat. Das hackt er an einem Seil, daß von einem Pferde angezogen wird, sobald er vorgefahren und mit ein paar Schritte vorwärts gezogen, ist die ganze Ladung Bohnen auf eine Plattform geworfen, von wo aus ein Elevator, die Bohnen aufnimmt und in die Maschine führt. Zwei Mann regeln unten die Sache, daß es richtig füttert. Die Bohnenernte wurde unterbrochen, da wir einen Tag Regen hatten.

Letzte Woche war hier in der Methodisten-Kirche werter Besuch durch den Judenmissionar Dr. Michelson von Los Angeles. Uns hat seine Arbeit sehr gefallen, da er nicht, wie viele Juden, das Deutsche Reich blos beschuldigt und bewirft, sondern vielmehr die schrecklichen Zustände in Rußland schildert, wohl wissend, daß dort Juden regieren. Dr. Michelson hat ein Herz für sein Volk und hat schon viele zu Christo geführt. Seine Idee über prophetische Wahrheiten, stimmen mit der, wie wir sie in unsern Kreisen kennen. In Los Angeles haben die Juden eine christliche Synagoge und viele Juden kommen und lassen sich taufen und nehmen Vergebung in dem Namen Jesu Christi. Seine Schilderung von den drei Abteilungen der Juden, klärt die Sache, daß man nicht etwa alle verurteilt. Dr. Michelson's Rede, wie auch sein Blatt „Jewish Hope" über Palästina, gibt uns Licht und Mut, hineinzuschauen in die nahe Zukunft und zu glauben, daß der Herr nahe ist.

A. G. Sawatzky.

Neueste Nachrichten

Feuerverhütungs-Woche.

In Canada und in den Ver. Staaten ist eine Woche als **„Feuerverhütungs-Woche"** bestimmt. In dieser Woche soll in ganz besonderer Weise jeder daran erinnert werden, was er tun kann und sollte, um die großen alljährlichen Feuerschäden u. die wahrlich nicht geringen Verluste an Menschenleben durch den Feuer-Moloch zu verhüten. In jedem Jahr verlieren in Canada rund 350 Personen ihr Leben durch Feuer; das bedeutet also, daß ungefähr ein Mensch pro Tag in Canada den Feuertod stirbt. Eine sehr große Zahl von Menschen erleiden daneben große Verletzungen aller Art durch Feuer. Was den Sachschaden anbetrifft, so sei mitgeteilt, daß in den letzten 15 Jahren die Feuerschäden eine Gesamtsumme von über 600 Millionen Dollars erreicht haben. Das bedeutet daß durchschnittlich pro Tag die durch Feuer herbeigeführten Sachschäden einen Wert von reichlich $100,000 repräsentieren.

Diese Zahlen sind erschrecklich groß und sollten jeden Bewohner des Landes ermahnen noch vorsichtiger mit Feuer und Brennmaterial zu sein als bisher. Jeder beachte die **folgenden zehn Regeln und trage** auf diese Weise sein Teil dazu bei, daß die Verluste an Menschenleben und die großen Sachschäden durch Feuer vermindert werden:

1. Streichhölzer sollten in geschlossenen Metallbehältern aufbewahrt werden, sodaß sie nicht in die Hände kleiner Kinder fallen. Man werfe niemals brennende Streichhölzer weg und sehe immer darauf, daß ein weggeworfenes Streichholz auch wirklich ganz aus ist.

2. Alle Gasbrenner und offenen **Gasflammen müssen weit genug von** Holzwerk und brennbaren Materialien entfernt sein. Es sollten keine Fenstergardinen oder etwa solches in der Nähe von Gasflammen sein, denn ein Luftzug mag leicht ein Feuer herbeiführen.

3. Nach dem Gebrauch von elektrischen Plätteisen, Toastern, Wärmern und anderen elektrischen Apparaten schalte man sofort die elektrische Verbindung aus.

4. Ehe der Winter kommt, soll jeder Hausbesitzer die Schornsteine nachsehen, reinigen und, wenn nötig, reparieren lassen.

5. Heiße Asche sollte man nur in Metallbehälter tun und die Asche niemals draußen ausschütteln an hölzernen Zäunen oder in der Nähe von Holzschuppen.

6. Man sammle sofort allen Abfall und schaffe denselben hinaus. Kellerräume und Plätze unter den Treppen sollte man immer so rein wie möglich halten von Gerümpel u. irgend welchen brennbaren Sachen.

7. Man mache um des Himmels willen kein Feuer in Oefen an mit Petroleum, Benzin oder Gasolin.

8. Wenn man Gasolin oder Benzin zum Reinigen von Kleidern und Stoffen verwendet, so soll man diese Arbeit immer draußen tun, nicht im Hause oder Keller.

9. Jeder sollte wissen, wo der nächste Feueralarmkasten ist, und jeder sollte auch wissen, wie man durch diesen ein entstandenes Feuer bei der Zentrale anmeldet.

10. Man sehe öfter Wohnung nach, ob man in der Stadt oder auf dem Lande wohnt, ob alles in guter Ordnung und keine Feuersgefahr vorhanden ist. Dies bezieht sich auch besonders auf die Ofenröhren; diese müssen ab und zu gut gereinigt werden; und man sehe vor allen Dingen darauf, daß, wo sie durch Wände u. Decke gehen, die nötige Sicherung gegen Feuersgefahr vorhanden ist.

Schiller sagt mit Recht:

„Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht —"

aber er hat auch recht, wenn er fortfährt:

„Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft—!"

Die Neutralität der Vereinigten Staaten.

Präsident Roosevelt hat gerade Schritte unternommen, die Neutralität dieses Landes während des Konflikts zwischen Italien und Aethiopien zu erhalten. Er hat in Uebereinkunft mit dem Kongreß die Handelssperre über die Verschiffung von Waffen, Munition und Kriegsmaterial, welches hier hergestellt **worden ist, verhängt. Den amerikanischen Schiffen ist der Transport von Kriegsmaterial an beiden der kriegsführenden Nationen oder nach** einem neutralen Hafen zum Zwecke der Weiterförderung nach Italien oder Aethiopien untersagt. Durch **den Kongreß wurde folgende Strafe für die Verletzung der amerikanischen Neutralität festgesetzt: $10,000 Geldstrafe oder Gefängnisstrafe von** nicht mehr als fünf Jahren oder beides, u. Beschlagnahme der Schiffe und des Kriegsmaterials.

Zu gleicher Zeit warnte Präsident Roosevelt alle Amerikaner vor „Verbindungen irgend welcher Art mit beiden Nationen"; es sei denn, daß dies auf eigenes Risiko geschehe. Er mahnte sie, nicht mit Schiffen der kriegsführenden Nationen zu reisen und machte sie darauf aufmerksam, daß dieses auch auf eigenes Risiko ginge.

Das Staatsdepartment hat **auch eine Mahnung erlassen,** daß das amerikanische Gesetz die Einschreibung von Amerikanern in diesem Lande in eine ausländische Armee oder Marine verbietet. Amerikaner, welche drüben dem Militärdienst einer anderen Nation beitreten und einem fremden Landesoberhaupt den Treueid leisten, laufen Gefahr, das amerikanische Bürgerrecht zu verlieren.

Die Wichtigkeit in Präsident Roosevelts Erlassung liegt in der Tatsache, **daß sie den traditionellen amerikanischen Standpunkt betreffs der „Freiheit der Meere" aufgibt.** Die Vereinigten Staaten haben bisher den Standpunkt vertreten, **daß solange keine wirkliche Blockade besteht, die Amerikaner das Recht haben, mit kriegsführenden Mächten Geschäfte zu tun. Im Jahre 1812 als amerikanische Schiffe** französische Hafen anliefen, und viele von den Engländern beschlagnahmt worden waren, bekriegte dies Land **England, um das Recht in der Kriegszone Handel** betreiben zu können. **„Freiheit der Meere" war auch** die gefährliche Parole, die die Vereinigten Staaten in den Weltkrieg zogen.

Die neue Neutralitäts-Politik geht noch weiter als die gesetzliche Strafe im Falle einer Uebertretung des **Handelssperrgesetzes. Er läßt** amerikanischen Bürgern und Geschäften wissen, daß es keine Garantie für die Sicherheit irgend eines Menschen übernimmt, sollten sie gewinnbringenden Handel mit beiden **oder einer der kriegsführenden Nationen betreiben.** Es ist der eigene Verlust der Beteiligten, sollte jemand das Leben verlieren, wenn er auf Schiffen, welche einer der kriegsführenden Nationen angehören fährt oder wenn eine Ladung **die für eine der kriegsführenden Nationen** bestimmt ist, beschlagnahmt **oder zerstört wird. Die amerikanische Regierung wird nicht** versuchen, den Verlust zu rächen. Sie hat die Warnung zeitig gegeben. **Die Zollbeamten in den größeren Häfen der Vereinigten Staaten haben** Bescheid erhalten, die Verschiffung von **Waffen und Munition nach Italien und Aethiopien aufzuhalten.**

F. L. J. S.

— **Belgrad. Der Tag, an dem** sich der Mordtag von Marseille, dem König Alexander und der französische Außenminister Barthou zum Opfer fielen, zum ersten Male jährt, wurde im ganzen Gebiet Südslawiens als Trauertag begangen. Skupschina-Mitglieder und der kleine König Peter wohnten einer Gedächtnismesse in der Hofkirche bei.

— **Königsberg. Auf Anordnung** des Adjutanten des Führers dürfen bei nächtlichen Spalierbildungen zu Ehren Hitlers wegen der damit verbundenen Feuersgefahr keine brennenden Fakeln verwendet werden.

— **Washington, D. C. Die Vereinigten** Staaten suchten ihre Bürger in dem vom Krieg bedrohten Addis Abeba zu schützen, aber die Regierung wiederholte ihre Ansicht, daß internationale Dispute durch friedliche Mittel beigelegt werden können und müssen. Staatssekr. Hull teilte mit, daß er Italien Information über die Lage amerikanischer Stablissements in Addis Abeba übermittelt habe, in der Hoffnung, daß dieselben verschont bleiben, falls d. Hauptstadt Aethiopiens mit Bomben belegt wird.

— **Berlin. Präsident Roosevelt ist** dem Völkerbund durch seine Warnung, daß amerikanische Bürger auf Schiffen kriegführender Nationen auf eigenes Risiko reisen, zuvorgekommen, wie heute das „Berliner Tageblatt" erklärte.

Die Zeitung, die sich über die Langsamkeit des Völkerbundes in der Sache lustig machte, gab an, Präsident Roosevelt sei schneller als der Völkerbund gewesen.

Sie fügte hinzu: „Inzwischen hängen Karten der Schlachtfelder friedlich an den Wänden der Presse-Halle des Völkerbundes."

Amerikaner und andere Ausländer in Addis Abeba gaben ihrem Erstaunen über im Ausland veröffentlichte Berichte über Unruhen in der Hauptstadt Ausdruck, da hier alles ruhig und ordentlich ist.

Ausländer sind liebenswürdig behandelt worden, und Amerikaner werden Schutz in einem bombensicheren großen Unterstand finden, den die deutsche Gesandtschaft für den Fall von Luftbombardements bauen ließ.

Der deutsche Gesandte in Addis Abeba, Hans Kirchholtes, teilte der Associated Preß mit: „Da ich weiß, daß Sie keinen bombensicheren Zufluchtsort haben, heiße ich alle Amerikaner in meiner Gesandtschaft willkommen."

— **Rom. Italien hat beim Völkerbund** dagegen Protest erhoben, daß der italienische Gesandte in Addis Abeba aufgefordert wurde, das Land sofort zu verlassen.

— **Chicago, Ill. Mindestens acht** Personen wurden getötet und dreißig verletzt, als sich in der ein Geviert langen Fabrik der Glidden Soya Products Company an Chicagos Westseite eine Explosion mit darauffolgendem Brand ereignete. Vier Angestellte d. Firma werden vermißt und die Feuerwehr sagte, daß Stunden vergehen mögen, ehe festgestellt werden könne, ob weitere Leichen unter den Trümmern liegen.

— **Bukarest. Aufgehoben wurde** das Verbot der Verbreitung des Hitlerschen Buches „Mein Kampf" im rumänischen Gebiete. Das Verbot war unmittelbar nach Machtergreifung durch die N.S.D.A.P. im Reiche ergangen.

— **Manchester, England.** Die Manchester Royal Exchange gab bekannt ,daß Abessinien 8 Millionen Yards Stoff für Uniformen in der Weberei von Lancashire zu bestellen gedenke.

— **Rom. Ministerpräsident** Benito Mussolini plant, wie es an zuverlässiger Stelle heißt, einen neuen Schritt, der die Welt aufhorchen machen wird; der Schritt ist als Antwort auf die Strafmaßnahmen des Völkerbundes gedacht.

— **Ottawa. In den letzten 5 Jahren** machte die Vermehrung der Butterproduktion in den Präirieprovinzen größere Fortschritte als im übrigen Canada. 1934 wurden in Mantoba, Saskatchewan und Alberta insgesamt 67,145,800 Pfund Butter produziert, d. h., 28.8 Prozent der Gesamtproduktion im Dominion. Die Menge war zweieinhalb Mal so groß als 1920, während das ganze Dominion ungefähr doppelt so viel als im Vorjahr produzierte.

Auch die Qualität der Butter ist gut, und darauf führt man auch die Tatsache zurück, daß die Canadier zu den größten Butterkonsumenten der Welt zählen.

— **Memel. Die Wahl vom 29.** September hat in der Verteilung der Sitze im Memeler Landtag keine Veränderung bewerkstelligt. Die Deutschen behielten ihre 24 Sitze und die Litauer ihre 5, wie in einer halbamtlich. Mitteilung bekannt gegeben wurde. Die Kandidaten der Litauer erhielten 364,204 Stimmen, während für die Kandidaten der deutschen Einheitsliste 1,552,679 Stimmen abgegeben wurden. Eine Aenderung in diesen Zahlen durch die offizielle Bekanntgabe des Wahlresultats am nächsten Montag wird nicht erwartet, heißt es in der halbamtlichen Kundgabe.

— **Genf. Die „Tribüne de Geneve"** hebt in einem Artikel die neutrale Haltung Deutschlands im italienisch-abessinischen Konflikt hervor und verweist in diesem Zusammenhang abermals auf die Nürnberger Erklärung des Führers und Reichskanzlers, daß Deutschland zu Problemen, die es nicht direkt betreffen, nicht Stellung nehme und auch nicht wünsche, in solche Ereignisse hineingezogen zu werden. Auch die nationalistische Presse zeige einen bewundernswerten Wunsch zur Objektivität.

— **London. In einem Leitartikel** beschäftigt sich die Londoner „Evening News" ausführlich mit der Memelfrage. Das Blatt vergleicht dabei Litauen mit einem gefräßigen kleinen Jungen, der das Memelland an sich gerissen habe, ohne dazu befugt worden zu sein und demgegenüber dann Nachsicht geübt worden sei, statt ihm eine gehörige Tracht Prügel zu verabreichen. Dabei fährt das Blatt fort, wären im Memelstatut die politischen Rechte der Memelländer angeblich sichergestellt worden, doch diese Rechte seien später praktisch zum größten Teile wieder aufgehoben worden. „Für England in seiner Rolle als Unterzeichner des Memelstatuts und Mitglied des Völkerbundes erwächst hieraus die Gefahr, daß Litauen bei einer Auseinandersetzung mit Deutschland freundschaftliche Worte erwartet und England anfleht, ihm zu Hilfe zu kommen. Die allergrößte Gefahr ist, daß die quichotische englische Regierung unter dem Druck sentimentaler Schreier diesem Verlangen nachgibt."

— **Wien. Der Erzherzog Otto von** Habsburg ließ der Gemeinde Waidhofen in Nieder-Oesterreich ein Dankschreiben für seine Ernennung zum Ehrenbürger überreichen, worin er zum ersten Mal bei der Unterzeichnung seines Namens nicht die Formel „In der Verbannung", sondern „In der Fremde" brauchte. In dem Schreiben heißt es u. a.:

„Kundgebungen dieser Art (gemeint sind Ernennungen zum Ehrenbürger) haben einstens einen Protest gegen die rechtsbeugenden Habsburger-Gesetze bedeutet. Jetzt wollen sie meine tatsächliche Heimkehr und Machtergreifung herbeiführen. Ich hatte gehofft, noch am Tage der Außerkraftsetzung der Verbannung den teuren Boden des Vaterlandes betreten zu können. Eine sich besorgt zeigende Unaufrichtigkeit, welche jedoch die Unabhängigkeit Oesterreichs verletzt, schiebt den von mir erwarteten Tag hinaus, aber er wird kommen, wie auch meinem Regierungsantritt die Stunde schlagen wird. Gebe Gott, daß ich nicht Herr eines Trümmerfeldes werde. Die Unruhe und Unsicherheit, welche in unserem Erdteil herrschen, sollten die verantwortlichen Staatsmänner veranlassen, das Recht im Herzen Europas herzustellen."

— **Washington. Die amerikanische** Arbeiter-Federation brachte ihr Vertrauen auf das Anhalten des wirtschaftlichen Aufschwunges zum Ausdruck, erklärte jedoch gleichzeitig, daß die amerikanische Industrie sich als unfähig erwiesen habe, die Arbeitslosen unterzubringen.

Ueber 11,000,000 Personen seien noch immer stellungslos. Man müsse außerdem mit einem weiteren Steigen der Preise rechnen, was wiederum eine Verringerung der Kaufkraft des Arbeiters zur Folge haben müsse, falls man nicht alle Löhne erhöhe. In den Ver. Staaten gäbe es gegenwärtig 50 Prozent mehr Arbeitslose als in ganz Europa, wo sich die Zahlen der Erwerbslosen in England, Frankreich und vor allem in Deutschland wesentlich verringert haben.

— **Alexandria, Ägypten. Während** auf 40 britischen Kriegsschiffen im Hafen hier Flaggenparade war, fand eine große Parade von 3,000 Mann britischer Truppen und mehreren Regimentern ägyptischen Infanterie als Demonstration der Bereitschaft Englands in Aegypten statt.

70,000 Zuschauer hatten sich versammelt, um die große Parade zu sehen, die größte zweifellos, die sich seit Jahrhunderten hier abspielte.

— **Moskau. Die Feindschaft zwischen** Japan und Rußland drohte zu einem allgemeinen Grenzkrieg sich zu gestalten, nachdem die Regierung amtlich Kämpfe zwischen japanischen und Sowjet-Grenzwachen dem Amurfluß entlang, welcher das von Japan unterstützte Königreich Mandschukuo von den ostsibirischen Provinzen der Sowjetunion trennt, berichtet hatte.

— **Aduwa, Abessinien. Aksum, die** „heilige Stadt" Abessiniens, ergab sich den Italienern, ohne daß ein Schuß abgefeuert wurde. Seine Geistlichen ergaben sich der italienischen Armee an der Nordfront.

Die Uebergabe der Stadt und die Uebergabe Haile Selassie Gugsas sowie anderer abessinischer Führer öffnet den Italienern den Weg zum weiteren Vorgehen, und zwar werden aller Wahrscheinlichkeit nach die Italiener auf wenig Widerstand stoßen. Aksums Uebergabe ist sowohl vom militärischen Standpunkt aus wie aus sentimentalen Gründen von höchster Bedeutung.

Die freiwillige Uebergabe weiterer abessinischer Führer bedeutet nichts Gutes für Kaiser Haile Selassie.

— **Harar, Abessinien. Ras Nassibu**, der Oberbefehlhaber der abessinischen Truppen im Osten, hat eine allgemeine Offensive angeordnet. Vom Hauptquartier in Jigjiga sandte Ras Nassibu seinen Befehl an die Kommandeure im Feld.

— **Kapstadt, Südafrika. General** Jan Christian Smuts, der Justizminister der Südafrikanischen Union, erklärte: „Die Anexion Abessiniens oder seine Beherrschung durch eine europäische Großmacht wird die Ausbildung einer der größten und gefährlichsten schwarzen Armeen bedeuten, die die Welt jemals gesehen hat."

„Es läßt sich nicht vorstellen, was die Folgen einer solchen Entwicklung sein können, sowohl auf dem afrikanischen Kontinent wie im weiteren Felde", sagte der Minister.

— **Washington. Das Bundes-Zensusamt** hat festgestellt, daß im Jahr 1934 der Automobilverkehr im ganzen Lande 33,980 Menschenleben vernichtet hat.

— **New York. Eine Depesche aus** Moskau an die New York „Times" gibt einen Auszug aus einem Artikel der kommunistischen Staatszeitung „Prawda", in welchem dies Blatt das Resultat der canadischen Wahlen bespricht. Das Kommunistenblatt freut sich außerordentlich über die Niederlage der Regierung und sagt u. a.: „Einer der bittersten Feinde der Sowjet-Union tritt in der Person des Herrn Bennett von der Szene ab."

— **Kairo, Aegypten. Am westlichen** Ufer des Nils bei der Stadt Nag Hamadi, nahe Luxor, kenterte ein Regierungsfährboot und 50 Personen ertranken.

— **Ottawa. Von zuverlässiger** Quelle wird in Erfahrung gebracht, daß Premier Bennett im nächsten canadischen Parlament die Führung der offiziellen Opposition übernehmen wird. Trotz der Strapazen des schweren und anstrengenden Wahlkampfes, erfreut sich Premier Bennett der besten Gesundheit.

— **Ottawa. Die offizielle Em**pfangsfeier für den neuen Generalgouverneur von Canada, Lord Tweedsmuir, besser bekannt unter dem Namen John Buchan, wird in Quebec am 2. November stattfinden. Der neue Premierminister und sein Kabinett wird sich nach Quebec begeben, um dort den neuen Gouverneur mit seinem Gefolge zu empfangen. Lord Tweedsmuir wird mit dem Dampfer „Duchesz of Richmond" am 2. November in Quebec landen.

Neueste Nachrichten

— **Winnipeg, Man. Durch d..** Schaffung der canadischen Weizenbehörde ist die Notwendigkeit der westlichen Weizenpools als Verkaufsagentur für den canadischen Weizen überflüssig geworden. Wie L. C. Brouilette soeben mitteilte, ist der freiwillige Weizenpool von Manitoba bereits aufgelöst worden und eine ähnliche Auflösung der Weizenpools von Saskatchewan und von Alberta soll erfolgen, sobald die Direktoren und Delegaten der respektiven Pools ihre Jahresversammlungen abgehalten haben.

Sonnenschein an einem Regentag.

Frau Cecilia Kett, Haverford, Pa., schreibt: „Ich werde immer einen genügenden Vorrat Ihrer höchst wertvollen Medizin im Hause halten. Ich empfehle sie allen meinen Freunden. Obwohl ich erst 24 Jahre alt bin, fühlte ich mich früher oft bedrückt und unzufrieden. Seitdem ich Forni's Alpenkräuter einnehme, habe ich sogar Sonnenschein an einem Regentag." Forni's Alpenkräuter ist eine berühmte Familienmedizin. Sie fördert die Funktionen des Magens, erhöht den Appetit, scheidet die giftigen, verbrauchten Stoffe mit ihren schädlichen Einflüssen aus und hilft der Natur beim Aufbau eines gesunden und starken Körpers. Alpenkräuter ist nicht in Apotheken zu finden. Es ist nur erhältlich von authorisierten Lokalagenten. Zwecks weiterer Information wenden Sie sich an Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill.

— **Paris. Frankreich beantwortete** Englands Ersuchen um Versicherung der Hilfe der französischen Marine im Falle eines anglo-italienischen Krieges mit einer „klaren Bestätigung".

— **London. Nach einer Meldung** des Korrespondenten des „Daily Telegraph" aus Addis Abeba gibt die äthiopische Regierung bekannt, daß sie von ernsten Verstimmungen zwischen Mussolini und seinem Generalstab in Eriträa erfahren habe. Mussolini soll sehr ungehalten über die Verzögerung der militärischen Operationen bei Aduwa sein und erklärt haben, daß das italienische Prestige dadurch gelitten habe.

Der italienische Vormarsch in Aethiopien begegnet ernsten Schwierigkeiten. Vor Makale im Norden sind die Italiener auf heftigen Widerstand gestoßen.

Im Süden ist der Vormarsch durch Regen aufgehalten worden. Die Tanks bleiben in den Sümpfen stecken. An verschiedenen Stellen haben die Italiener Rückschläge erlitten. So ist eine italienische Abteilung in der Wüste in der Nähe von Französisch Somaliland nach schweren Kämpfen auf den italienischen Kolonialboden von Eriträa zurückgekehrt.

Die Regierung von Britisch-Somaliland untersucht die Berichte, wonach die italienischen Angriffe in der äthiopischen Provinz Ogaden zur Tötung von britischen Untertanen und zur Dezimierung derer Herden durch Giftgase geführt haben.

Man ist überzeugt, daß die Berichte auf Wahrheit beruhen. Man ist aber gleichzeitig überzeugt, daß keine böswilligen Absicht der Italiener vorliegt, und deshalb darf mit einer friedlichen Erledigung des Falles gerechnet werden.

— **Genf. England hat dem Völker**bund den Vorschlag gemacht, sofort einen vollständigen Boykott gegen italienische Waren zu erklären. Der Antrag wurde offiziell von dem britischen Vertreter zum Völkerbund Anthony Eden gestellt, während das zuständige Komitee die gegen Italien vorgeschlagenen Maßnahmen ausarbeitete.

. Dem britischen Plan zufolge müßten sich sämtliche dem Völkerbund angehörigen Nationen verpflichten, auch nichts von Italien zu kaufen.

Der Völkerbund beabsichtigt immer noch in der Hauptsache, Italiens Industrie durch Verhinderung von Einfuhr und Ausfuhr zu erdrosseln.

Man ist sich klar darüber, daß es mindestens sechs Monate dauern wird, bis Italien die Strafmaßnahmen, die bisher vorgeschlagen wurden, zu fühlen bekommt. Aus diesem Grund begünstigen die kleineren Nationen den englischen Plan, der einen sofortigen Boykott italienischer Waren vorsieht.

Um Herstellung von Munition und sonstigem Kriegsmaterial in Italien zu verhindern, hat das zuständige Komitee drei Gruppen aufgestellt, welche Rohstoffe usw. enthalten, deren Lieferung an Italien man verhindern will.

— **Atlantic City, N. J. Die ameri**kanische Arbeiterföderation nahm eine Resolution an, in welcher Italien scharf verurteilt wird, weil es in Abessinien einfiel. Das Vorgehen des Völkerbundes gegen Italien wurde gutgeheißen.

— **Das canadische Kabinett ist ein**geschworen mit Mackenzie King als Premier. Der frühere erfolgreiche Finanzminister Dunning ist wieder an seinen alten Posten berufen worden. Mehrere Ministerien sind zusammengeschlossen, und es soll nach englischem Muster Untersekretäre der Ministerien geben. Saskatchewans Premier Gardiner ist Kandidat als Landwirtschaftsminister, seine Entscheidung ist aber noch nicht getroffen.

Joseph T. Thorson, der in Selkirk erwählte liberale Kandidat des canadischen Parlaments, der wohl Aussicht hat, als einer der Ministergehilfen von Premier King ernannt zu werden.

— **Die Lage auf dem Kriegsschauplatze** in Afrika ist derart, daß die Hoffnung auf baldige Einstellung der Kämpfe geschwunden. Die Lage zwischen England und Italien hat sich verschlechtert.

— **Die Sanktionen treten in dieser** Woche in Kraft, was es für Folgen haben wird, muß die Zukunft lehren.

— **Ein Orkan, der den Atlantik** heimsuchte, hat 13 Todesopfer gefordert.

— **Der alte englische Staatsmann** Lord Carson starb am 22. Oktober.

— **Pretoria, Südafrika. Hier hieß** es, daß das Kabinett einstimmig die Annahme der Sanktionsempfehlungen des Völkerbundes gegen Italien angenommen habe.

— **Tokio. Die Wahl in Canada** wurde vom amtlichen Japan als ein Zeichen dafür begrüßt, daß die Zollstreitigkeiten zwischen Canada und Japan bald beendet sein werden. Das Auswärtige Amt sagte, es werde prompt Verhandlungen aufnehmen, mit dem Ziel, die Streitaxt zu begraben und einen neuen Handelsvertrag abzuschließen.

— **Cherbourg. Das neue Unterseeboot** „Vevezlers", daß für lange Fahrten nach den französischen Kolonien konstruiert wurde, ist von Stapel gelassen worden. Das U-Boot hat auf der Oberfläche eine Wasserverdrängung von 1579 Tonnen und unter Wasser 2060 Tonnen.

— **Shanghai. Wie ein Wortführer** der japanischen Botschaft einem Vertreter der „United Preß" mitteilt, mag Japan es für notwendig halten, fünf Provinzen im Norden Chinas von der Verwaltung durch die chinesische Zentralregierung zu trennen. Ein derartiger Schritt würde, wie er sagt, notwendig sein, wenn die Regierung in Nanking nicht freiwillig mit Tokio zusammenarbeiten will in der „Förderung der natürlichen wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit zwischen dem nördlichen China und Mandschukuo und der Bekämpfung der kommunistischen Einflüsse, die von der äußeren Mongolei vorgetragen werden."

— **Genf. Eine allgemeine Geld-** und Kreditsperre für Italien befindet sich nunmehr in Kraft, wenn auch in einzelnen Ländern noch verfassungsrechtliche Vorfragen bereinigt werden müssen, bevor diese Staaten die finanziellen Beziehungen zu dem Faschistenstaate abbrechen.

— **Port Said. 635 kranke und** verwundete Soldaten der italienischen Expeditionsarmee haben den Suez-Kanal auf der Rückreise nach Italien passiert, so wurde offiziell bekannt gegeben. Zur gleichen Zeit wurden weitere 6000 Mann durch den Kanal nach Eritrea verschifft.

— **Königsberg. Den Abschluß der** Deutschlandfahrt auslanddeutscher Jugendführer in Romotten unter Beteiligung von 39 Mann. Der Kursus wurde in der dortigen Gebietsführerschule der Hitlerjugend erteilt.

Anschließend daran unternahmen die auslanddeutschen Jugendführer (die Landesgruppen Chile, Peru und Afrika repräsentieren) eine Ostpreußenfahrt mit dem Tannenbergdenkmal als Ziel.

— **Washington. Wladimir Lewandowsky**, einst Generalleutnant in der Armee Zar Nikolaus des Zweiten u. jetzt Landschaftsgärtner in der Washington Park und Planning Commission, prophezeite, daß Italien über 100 Jahre brauchen würde, um die Abessinier völlig zu unterwerfen. In einem Interview erklärte der vorherige Generalleutnant, daß er seinerzeit gegen den türkischen General Wehib Pascha, den jetzigen Oberbefehlshaber der abessinischen Armee, gekämpft hätte und daß der Pasche ein äußerst fähiger Stratege sei. „Die Franzosen brauchten 75 Jahre, um Algerien zu unterwerfen", fuhr Lewandowsky fort. Wir Russen kämpften hundert Jahre lang um den Kaukasus, und Spanien hat den Teil Marokkos, den es zur Kolonie begehrte, nie erobern können."

„Die Abessinier werden sich niemals ergeben", sagte der jetzt 63 Jahre alte Heerführer. Ihre Freiheitsliebe sollte nicht gering veranschlagt werden. „Und was werden die italienischen Mütter denken", erinnerte er, „wenn sie hören, daß ihre Söhne nie zurückkehren werden, daß sie gefallen sind? Vielleicht wird den Italienern dann ihre Angriffslust vergehen."

Lewandowsky hat aktiv an der Unterdrückung der Boxer-Rebellion, dem russisch-japanischen Kriege und dem Weltkriege teilgenommen. Er stammt aus Tiflis, d. Heimatstadt der Mdivanis und Josef Stalins.

— **Baltimore. Sherwood Eddy,** der bekannte Weltenbummler, Schriftsteller und Vortragsreisende, erklärte hier, er erwarte keinen zweiten Weltkrieg vor fünf Jahren. Trotz des abessinisch-italienischen Konfliktes und der Reibereien an der mandschurisch-russischen Grenze wären keine großen Kämpfe in nächster Zeit zu erwarten.

— **Veranlaßt durch die fortgesetzte** Konzentration italienischer Truppen in Libyen, hat das britische Kabinett beschlossen, die Sicherheitsmaßnahmen im Mittelländischen Meere in vollem Umfang aufrecht zu halten.

Dies bedeutet, daß von einer Zurückziehung der britischen Kriegsschiffe aus den Gewässern zwischen Gibraltar und Suez, wie sie von dem französischen Ministerpräsidenten Laval im Interesse einer neuen Friedensaktion angeregt worden sein soll, vorderhand keine Rede sein kann.

— **Frankreich will in seinen afrikanischen** Kolonien nicht weniger als zwanzig Flughäfen bauen lassen. Von welcher Seite erwartet Frankreich in Ostafrika angegriffen zu werden?

— **Das Bundes-Handelsdepartement** der U.S.A. berichtet, daß die Wirtschaftsgesundung auch während des verflossenen Monats September anhielt. Hoffentlich wird diese Besserung noch deutlicher in die Erscheinung treten und anhalten!

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— **Washington.** Die Ver. Staaten sind entschlossen, den Frieden aufrecht zu erhalten und werden den Rest der Welt auffordern, ein Gleiches zu tun, erklärte Staatssekretär Cordell Hull in einer Ansprache an eine Gruppe Vertreter latein-amerikanischer Republiken. Gleichzeitig forderte er zu einer geschlossenen Front aller amerikanischen Nationen auf, um friedliche Lösung internationaler Dispute zum Zwang zu machen und die Friedensmaschinerie der Welt im Gange zu halten.

Hulls Ansprache wurde bei der Bewillkommung zu der zweiten Generalversammlung des panamerikanischen Instituts für Geographie und Geschichte gehalten, die sich hier in der Pan-American Union zusammenfand.

— **Adwa. Ein Häuptling wird zum Verräter.** Die Italiener arbeiten mit Bestechungen. — Das italienische Oberkommando gibt bekannt, daß sich 12,000 äthiopische Krieger mit ihrem Führer Haile Selassie Gugsa dem italienischen General Ruggero Santini in der Nähe von Aksum ergeben haben. Die Aethiopier waren alle mit Gewehren ausgerüstet und führten ferner 150 leichte Maschinengewehre mit sich.

— **Washington. Eine starke Erweiterung** der Bundes-Marinestreitkräfte ist vom Marinedepartement geplant, wie aus Schätzungen in Erfahrung gebracht wurde, die einem Verwilligungs-Komitee des Hauses für das Fiskaljahr 1936—37 vorgelegt wurden. Das Programm sieht den Bau eines neuen Schlachtschiffes vor, des ersten, das von Onkel Sam seit 1923 gebaut wurde, von 12 Zerstörern, 6 Unterseebooten und verschiedenen kleineren Schiffen.

— **Madrid. Meldungen aus Cadiz** berichten von einem großen Probealarm, der in Gibraltar in der Nacht von Sonnabend letzter Woche unter Beteiligung sämtlicher in der englischen Festung zur Zeit liegenden englischen Land-, See- und Luftstreitkräfte stattgefunden hat.

Der Ablauf der Manöver soll von den in der Nähe Gibraltars liegenden spanischen Städten von Ortschaften aus gut zu verfolgen gewesen sein und teilweise einen imposanten Anblick geboten haben.

— **Drei kleine Inseln im südlichen** Pazifischen Meer, die Stützpunkte für Fluglinien werden dürften, wurden zu amerikanischem Gebiet erklärt. Als J. Walter Doyle, der Zolleinnehmer in Honolulu, letzte Woche von einer Reise nach den Inseln nach Hawaii zurückkehrte, weigerte er sich, eine Durchsuchung seines Gepäcks nach verzollbaren Gegenständen zu erlauben. Er behauptete, daß er amerikanisches Gebiet besuchte. Zollbeamte nehmen den gleichen Standpunkt ein. Die Inseln sind Jarvis, 1,400 Meilen südlich von Honolulu, sowie Baker und Howland, ungefähr 1,600 Meilen südwestlich von Hawaii.

— **Genf. Captain Anthony Eden,** der britische Minister für Völkerbundsangelegenheiten, stellte den Antrag, daß alle Regierungen und Parlamente bis zum 31. Oktober die gegen Italien zu ergreifendn finanziellen u. wirtschaftlichen Strafmaßnahmen ratifizieren sollen.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden
Preis per Exemplar portofrei 0.40

Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden
Preis per Exemplar portofrei 0.30

Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabbat.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabbat.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House
672 Arlington Street, — Winnipeg, Man., Canada.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt?"
Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....

37

Sie
St.
wo

nden
hnen

0.00
35.00
75.00
50.00
50.00
75.00
35.00
00.00
50.00
75.00
75.00
50.00
75.00
75.00

50.00
65.00
00.00
50.00
25.00
00.00
.50.00